226 144 / 661
…thr. 258 P
[Nudow
1 … 4

<36614187860012

<36614187860012

Bayer. Staatsbibliothek

Anthropologische Reisen.

Ja, ja, Geht nur hin und trinkt Punsch Seite 358

C. Westermayr del. et fec 1793

1 7 9 3.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An

den Verfasser des Horus.

Freund! — das Leben eilet dahin — und wir sind am Ziele ehe wir's glauben. — Ach, wo sind die angenehmen Tage und Augenblikke, da wir noch Arm in Arm geschlungen und wonniglich uns freuten? — Wo ist die goldne Zeit, da wir noch gemeinschaftlich aus einer Quelle schöpften? — — da Sie freilich in vielem Betracht mein Führer und Lehrer waren, und ich auch so gerne Ihren Fußstapfen folgte? — Wo sind die Stunden, in welchen wir uns über Gott und die Natur, — über den Menschen und seine Bestimmung — so lehrreich unterhielten? — Sie sind dahin, — und kommen nie wieder!

Ach ich habe seitdem, Bester! viel, — sehr viel gelitten; — und leide zum Theil noch. — Aber Muth, Freund! — und ein gutes Bewußtsein — erhebt auch den Unglüklichsten hoch über die Trümmer seines äussern Schiksals. —

Sie waren mein Freund, und sind es gewiß auch noch! — ich bin Ihrem Umgange, Ihrer Freundschaft, Ihrem Beispiele, Ihrem Unterrichte vieles schuldig. — Empfangen Sie hier öffentlich meinen Dank dafür, und nehmen Sie diesen ersten Theil meiner anthropologischen Rei-

sen als einen schwachen Beweis meiner Erkenntlichkeit an.

Wiedersehen — werden wir uns wol wahrscheinlich in diesem Leben nicht, — aber um desto jubelvoller soll unsere Freude jenseit des Vorhanges einst sein; — wenn wir von dem Erdenklose getrennt, wo es der Edlen so wenig, — und der Buben so viele giebt! — glüklich wieder zusammen treffen, und uns dann gemeinschaftlich, wie die Kinder eines guten Vaters, freuen werden, die nach vielen durchweinten Jahren, — bei einer beschwerlichen und kummervollen Reise, —

dennoch wolbehalten, zulezt in ihr Vaterland einkehren.

Bis dahin wallen Sie Ihren Pfad stets zufrieden und glüklich. Ich bin und bleibe ewig

Ihr

getreuer
* *

Man hat Reisebeschreibungen — ohne Zahl. Es ist auf dem bewohnten Erdball fast kein merkwürdiges Flekchen mehr, das man nicht schon bereist ist und nachmals beschrieben hat. Allein alle diese Beschreibungen, so unterrichtend und mit unter fürtreflich und angenehm sie auch immer für d e n sind, der entweder keinen Beruf, oder keine Gelegenheit fand selbst zu reisen, — oder zuweilen auch diese und jene Länder, Städte und Gegenden selbst gesehen hat, und nun an vieles zurükerinnert wird, vieles bestätigt und manches andere wieder nach seiner Beobachtung zu berichtigen und abzuändern findet, — so betreffen sie doch alle meistens nur den Gegenstand des ä u ß e r n Sinnes, d. i. die ganze Natur mit ihren verschiedentlichen Attributen man=

nigfaltigen Modifikationen und besondern Bestimmungen, — hie und da Merkwürdigkeiten, Sonderheiten und Seltenheiten einzelner Reiche, Länder und Städte — ohne spezielle Rüksicht auf den Gegenstand des innern Sinnes, d. i. auf den Menschen.

Derjenige, der viel gereist ist, von dem sagt man: er hat die Welt gesehen. Aber zur Kenntniß der Welt gehört mehr, als die Welt nur sehen; — es gehört nicht nur die Kenntniß der ganzen Natur, d. i. alles dessen, was in die äussern Sinne fällt, und theils durch überbrachte Nachrichten aus der Vorzeit, theils durch Beschreibungen entlegener Länder und Gegenden, — mit einem Wort durch Geschichte und Geographie bekannt geworden ist, dahin; — sondern auch der Gegenstand des innern Sinnes, d. i. die Natur des Menschen verdient noch ganz besonders zur Weltkenntniß gerechnet zu werden, und wird schlechterdings nothwendig dazu erfordert.

Die Kenntniß des Menschen aber lehrt die Anthropologie, — vorzüglich die medi-

medizinisch-philosophische, — in so fern diese nicht nur auf die einzelnen Kräfte der Seele und des Körpers, sondern vielmehr auf das Resultat der gemeinschaftlichen Verbindungen beider, — und hiernächst zugleich auf den Standpunkt Rüksicht nimmt, auf welchen der Schöpfer den Menschen im Weltall gesezt hat.

Ueberhaupt enthält die Kenntniß des Menschen nicht nur den Begriff aller denkenden Wesen, sondern es erweitert auch noch besonders der Umgang mit ihm alle unsre übrigen Erkenntnisse. Andern sein erworbenes Wissen auf eine verständliche und zugleich angenehme Weise mittheilen können, ist Weltkenntniß im weitesten Sinn des Worts. Und da nun der Mensch uns in der Welt am meisten beschäftigt und unsere Meinungen, unsere Neigungen und unsern Willen am meisten in Thätigkeit sezt; — so ist auch allerdings Weltkenntniß eben so viel als Menschenkenntniß, und die Beobachtungen des Menschen wissenschaftlich angewandt, heißt eigentlich Anthropologie.

Ich nenne diese Sammlung von Beobachtungen verschiedentlicher Aeusserungen der Menschennatur, sowol was ihre Anlagen als auch was ihre Kultur betrifft, — diese Lieferung von Charakterschilderungen, von aussergewöhnlichen Handlungen und Schiksalen der Menschen in verschiedenen Standpunkten, — diesen Zusammentrag von Beispielen gewisser besonderer Neigungen, Launen und Erfindungen, Vorzügen, Schwächen und gänzlichen Ausartungen des Talents, Temperaments und eigentlichen Charakters des Menschen — anthropologische Reisen, — in so fern ich alles das, was ich hier etwa vielleicht zur Bereicherung der Geschichte der Menschheit mittheilen dürfte, mir größtentheils auf meinen Reisen gesammelt habe.

Ich reise nämlich nunmehr schon sechzehn Jahre, — drehe mich freilich nur immer auf einem kleinen Flekken des Erdballs herum, habe aber demungeachtet Menschen genug gesehen, — beobachtet — und kennen gelernt; die zum Theil in ihrem Aeussern und Innern originell waren, zum Theil mir durch ihre

Schiksale und anderweitigen Verhältnisse merkwürdig schienen.

Diesem ersten Theile meiner anthropologischen Zeichnungen soll ein zweiter gleichen Inhalts folgen, und in dem dritten und lezten Theile will ich mein philosophisches Räsonnement — gleichsam als Facit der ganzen Summe meiner Beobachtungen, jedem denkenden Leser zur prüfenden Uebersicht vorlegen. — Doch ehe ich noch zu erzählen anfange, will ich erst einige bestimmtere Begriffe über Menschenkenntniß, Anthropologie, über Beobachtung und Charakter der Menschen im Allgemeinen voraussenden, — die zugleich den Plan bestimmen und anzeigen sollen, nach welchem ich selbst Menschen gesehen, — beobachtet und kennen gelernt habe, und den ich als bewährt gefunden, auch andern um so mehr anpreisen kann.

Der Mensch — sagt ein fürtreflicher Schriftsteller *) — ist zur Seligkeit erschaffen,

*) S. Etwas über die moralische Physiognomik. — Ein Program von J. G. Purmann, Rektor des Gymnasii. Frankfurt 1776.

sen, alles Vergnügen, ja alle seine übrigen Vollkommenheiten verlieren bei ihm viel von ihrem Werth, wenn er sie nicht mit andern Menschen theilen kann. — Selbst dann, wenn er oft allein ist, wann er über sich selbst nachdenkt und sich mit sich selbst beschäftigt, — sucht er durch vorsezliche Täuschungen, eine erdichtete Gesellschaft zu geniessen, — Ein stilles Selbstgespräch unterhält ihn alsdann, welches eigentlich nichts anders ist, als daß er durch seine lebhafte Phantasie Menschen um sich her denkt, denen er den Zustand seiner Seele mittheilt, oder er sezt sich auch an ihre Stelle, und ist Redner und Zuhörer zugleich. Wie oft reden wir, wenn wir in Affekt gerathen, wenn auch gleich niemand um uns ist, der uns hören kann.

Schon die ältesten Weltweisen haben die Kenntniß der Neigungen und Grundsäzze der Menschen zu einem nothwendigen Erforderniß gemacht, worauf sie selbst nachmals sogar einen großen Theil ihres sittlichen Lehrgebäudes gründeten. Pythagoras nahm keinen Schüler ohne vorhergegangene Prüfung

in

in seinen geheimen Unterricht. Er untersuchte genau, wie er sich gegen seine Eltern und gegen andere Personen bezeigt habe, bemerkte sorgfältig, ob er zum Lachen geneigt, und besonders, ob er verschwiegen sei, was er für herrschende Neigungen habe, mit wem er besonders gern und oft umgehe, und wie er mit seinen Freunden lebe, was ihm Vergnügen oder Mißvergnügen erwekke, und ob er sich überhaupt durch die ihm gemachten Hindernisse abhalten lasse oder nicht. — Er bemerkte ferner den Gang und alle Leibeswegungen desselben, und ganz besonders die Gesichtszüge, — die er für die zuverlässigsten Verräther der Seele hielt. — Aus allen diesen Zeichen zusammen vereinigt, beurtheilte er nicht nur selbst, ob ein Schüler zur Erlernung und Ausübung seiner Philosophie Anlage und Neigung habe, sondern er gab ihm zugleich damit Unterricht, wie er es bei der Erkenntniß anderer wieder anwenden solle. — Eben diese Methode beobachtete auch Aristoteles, und ihm folgten mehrere andere Philosophen und Redner.

Die

Die größten Männer des Alterthums haben sich überhaupt schon mehr und weniger bemüht, Charakterschilderungen der Menschen zu liefern, und eben dadurch die sittliche Kenntniß des Menschen zu erheben. Dieses beweisen nicht nur die ernsthaften Untersuchungen eines Aristoteles, sondern auch nicht minder die scherzhaften und satirischen Zeichnungen eines Theophrastes, Aristophanes, Lucians, Horaz und vieler andern.

Wir sind Menschen, — wir leben mit Menschen, — und wir brauchen oft Menschen; — sollte es also nicht auch die größte Nothwendigkeit sein, den Menschen recht zu kennen? — Es ist keinesweges genug, die Menschennatur blos aus Büchern und Hypothesen kennen zu lernen; nein, die Natur und der Mensch selbst muß ein Gegenstand unsrer Bemühungen werden, wenn anders unsre Kenntniß nüzlich werden soll.

Doch so sehr man auch die Wichtigkeit dieses Studiums fast zu allen Zeiten eingesehen

hen hat, so waren dennoch die Mittel, die man zu seinem Zwekke anwandte, nicht immer die sichersten. — Weise und Thoren fiengen an, von der Aussenseite des Menschen auf das Innere desselben schliessen zu wollen. Dem ersten Versuch des Aristoteles scheinen offenbar Erfahrungen zu fehlen, so kühn auch seine Behauptungen sind; — glüklicher dürfte er vielleicht bei gewissen bemerkten Aehnlichkeiten des Menschen mit den Thieren gewesen sein, von welchen er manchmal auf die Beschaffenheit des Menschen schloß. Diese leztere Idee verfolgte in spätern Zeiten de la Porta noch weiter. — Leibnizens Ahndungen und Grundsäzze, und Lavaters unvergleichliche Bruchsteine werden ganz gewiß noch einstens in folgenden Jahrhunderten von Baumeistern mit Nuzzen studiert werden; — wenn gleich die großen Bemühungen, besonders des leztern um diese Kunst von seinen Zeitgenossen verkannt, und aus Vorurtheil ganz vernachläßigt und verworfen wurden. — Der große Seelenzeichner Chodowiecky hat mit dem Beobachtungsgeiste eines Holbeins,

beins, Rubens und le Bruns, uns neuerlich wieder durch seinen physiognomischen Almanach auf diese Kunst aufmerksam gemacht.

Es dürfte aber noch wol gar ein zweiter Weg statt finden, die Grundsäzze sowol als besonders auch die herrschenden Neigungen der Menschen zu erforschen, wenn man nämlich aus den zufälligen Handlungen derselben, und deren Vergleichung, ihren Ursprung bestimmt. Fast jeder Mensch hat seinen festbestimmten Wirkungskreis, aus welchem er entweder gar nicht, oder doch nur sehr selten heraustritt. Dieser wird nach gewissen sittlichen Grundregeln bestimmt, nach welchen er alle seine Handlungen unternimmt, die in der wechselseitigen Verbindung der Seele mit dem Körper ihren sehr wahrscheinlichen Grund haben. Oft handelt er freilich in einzelnen Fällen aus besondern Gründen anders, als er seinem natürlichen Gefühl nach handeln würde. Erziehung, Umgang, so gar Himmelsstrich, und meistens gewisse angenommene Grundsäzze der Religion und Politik, bestimmen

einen Menschen oft tausendmal anders zu handeln, als er handeln würde, wenn er blos seiner Hauptneigung folgen sollte. Wir suchen daher nicht nur die natürlichen Hauptneigungen eines Menschen, sondern auch die besondern Grundsäzze, nach welchen er in einzelnen Fällen handelt, zu entdekken. Es kommt überhaupt bei der Beurtheilung anderer nur auf diese zwei Fragen an; erstlich: Was thut der Andere? und zweitens: Aus was für Gründen thut er es?

Erstens also: Was thut er? — wie handelt — und wie spricht er. — Wer darf sichs rühmen, daß er, wie jener große Römer, den Muth hätte zu wünschen, daß sein Haus auf allen Seiten offen stehen möchte, damit jeder seine häuslichen Handlungen sehen könnte! — Die meisten Menschen halten sich zu verborgen, verstehen zu geschikt sich zu verstellen, und haben es so gar nicht selten — kunstmäßig studiert. Diese zu beobachten, wird ein Zeitpunkt erfor-

dert, in welchem sie sich gleichsam vergessen haben, und nicht überrascht zu werden fürchten. Man muß überdies die Handlungen nehmen, wie sie sind, wie sie unpartheiische Geschichtschreiber erzählen, ohne sie weder zu billigen noch zu tadeln.

Was die Rede betrift — nicht nur den Inhalt derselben, sondern auch die Art und Weise, wie man seine Gedanken vorbringt, — so haben bereits die alten Philosophen ihren Einfluß auf die Kenntniß der Seele behauptet. Sie nennen sie daher das Bild der Seele, und den Schattenriß unserer Thaten. — Wer immer spricht — ein sehr bekannter Erfahrungssaz! — verräth sehr bald seine Hauptneigung. Aber auch die Art und Weise, wie man spricht, giebt nicht selten die Hauptanlage der Seele zu erkennen. Ueberhaupt deutet die Rede die Denkungsart des Menschen an. Doch ist dieses Mittel allein nicht untrüglich. Man muß alle äussere Umstände zusammen nehmen, viele Handlungen verschiedener Art mit einander vergleichen, und

ganz besonders die kleinsten individuellen Bestimmungen derselben genau bemerken; — wenn man aus denselben auf die Hauptneigung eines Menschen einen wahrscheinlichen Schluß machen will.

Ob man nun gleich durch den Umgang sich am besten anthropologische Kenntnisse erwerben kann, so ist es dennoch auch zum Theil durch Lektüre schon möglich. — Romane können uns freilich zu verschiedenen einzelnen Betrachtungen über den Menschen Gelegenheit geben, da man aber sehr oft die Eigenschaften der Menschen darin übertrieben, und statt Charaktere — Karrikaturen antrift, so erreicht man selten dadurch seinen Endzwek. — Von weit größerem Nuzzen ist die Geschichte, und ganz besonders, wenn sie pragmatisch behandelt wird, um so mehr, da man dadurch nicht nur die innere Beschaffenheit der Menschen kennen lernt, sondern auch selbst noch klug und vorsichtig in Ansehung der Bestimmung seiner Handlungen gemacht wird.

Man kann daher auch mit allem Recht die Antropologie in eine künstliche und eine empirische eintheilen. Jene durch die Kunst erhalten wir entweder durch Beobachtung oder durch Versuche. Beide sind aber, wegen der Verstellungskunst der Verlegenheit der Menschen, so bald sie nur bemerkt werden, sehr schwer, — und sie müssen daher auch äusserst vorsichtig angestellt werden, — denn so bald der Mensch bemerkt wird, thut er oft das Gegentheil von dem, was er sonst thun würde, ist nicht mehr der, der er war, und verstellt sich. — Die empirische Anthropologie wird durch die allgemeine Erfahrung anderer erworben, die, so unvollkommen sie auch ist, dennoch unentbehrlich und allgemein nüzlich ist; und eben so groß und wichtig ist auch ihr Einfluß auf die Sittenlehre und Religion, auf die Erziehungskunst, auf die Staats- Kriegs- und Heilkunde — um so mehr, da man oft selbst den Pflichten die Kraft der Triebfedern durch diese Kenntnisse geben kann.

Die Anthropologie — besonders die philosophische — ist eigentlich nichts anders, als eine Charakteristik des Menschen. — Unter Charakter verstehen wir aber im gemeinsten Sinne des Worts, ein Merkmal oder ein Zeichen, wodurch man ein Ding erkennen und von andern unterscheiden kann. — Der Charakter des Menschen ist also das Zeichen oder Merkmal, woran man den Menschen eigentlich erkennen, und von andern beseelten Geschöpfen unterscheiden kann. Der Charakter des Menschen, als Mensch betrachtet, hat etwas Unveränderliches und etwas Veränderliches. Es ist daher vieles sehr leicht, und manches andere wiederum sehr schwer in ihm aufzufinden und an ihm zu bemerken. Seine natürliche Anlage oder sein Talent, — seine Empfindungsweise oder sein Temperament scheinen zu den unveränderlichen Bestimmungen seines Ganzen zu gehören. Dagegen ist seine individuelle Denkungsweise, sein sogenannter eigenthümlicher Charakter

 sehr

sehr veränderlich. — Der Mensch kann nämlich als ein freihandelndes Wesen sich selbst Plane entwerfen, er besizt das Vermögen, nicht nach Instinkten, sondern nach Grundsäzzen zu handeln, die er noch überdies sich selbst machen muß. Daher auch das Verdienstliche des guten Charakters, der überhaupt nur erworben werden kann, und nicht angeboren ist. — Dennoch aber erfordert der Charakter allemal eine sehr starke Seele, um sich nämlich von seinen Grundsäzzen nicht abbringen zu lassen; es kann daher der Mensch auch allerdings gewisse Anlagen zum Charakter haben, in so fern man dadurch die Bedingung der Natur eines Wesens versteht, nach welchen gewisse Handlungen überhaupt möglich sind. — Alle Handlungen aber, die nicht nach Grundsäzzen geschehen, haben eigentlich keinen Werth.

So wie nun das Talent das Erkenntnißvermögen, das Temperament die Gefühle des Menschen bestimmt, so bezeichnet der eigenthümliche

Cha-

Charakter oder das Herz das Begehrungsvermögen, oder den guten und bösen Willen desselben. Nach dem Talent betrachten wir den Menschen als ein Werkzeug, das zu verschiedenen Zwekken kann gebraucht werden, — nach dem Temperament als einen Gegenstand des Gefallens und Mißfallens, des selbsteignen Vergnügens oder Mißvergnügens. — Beim eigenthümlichen Charakter sagen wir endlich, was er eigentlich für ein Mensch sei, und ob er der Grundsäzze oder Thatsachen auch wol fähig sei, oder nicht. — Alles kommt beim Charakter auf den Willen an, und dieser ist um so schäzzenswerther, je eigenthümlicher und beständiger er bei dem Menschen ist.

Man bemerkt nun aber den Charakter der Menschen in der Lebensart, in der Abgemessenheit der Zeit, und in der Ordnung der Geschäfte, in der Wirthschaft, im Umgange, in der Erzählung, in den Sitten und selbst in der Religionsübung. — Man sucht besonders die Grundmaximen der Menschen

zu erforschen, und überhaupt das Prinzip zu entdekken, nach welchem sie gewöhnlich handeln. Da es nun unstreitig gewiß ist, daß wenigstens der kultivirtere Menschentheil einen gedoppelten Charakter zu haben pflegt, nämlich einen sogenannten öffentlichen und einen geheimen, wenn auch gleich jener ganz unnatürlich, und mehr nur affektirt sein dürfte; so müssen wir daher nothwendig unsre Beobachtungen zu verschiedenen Zeiten und in verschiednen Verhältnissen anstellen, und ganz besonders mehr als einmal wiederholen. Sehr oft hängt der Charakter auch von der Verschiedenheit der Umstände, der Beschäftigung und Lebensart ab, an die man gewöhnt ist.

Ueberdies ist es endlich auch noch sehr schwer, die Menschen nach allen ihren Grundsäzzen zu kennen, da besonders die meisten nur nach ihren natürlichen Fähigkeiten und Neigungen zu handeln gewohnt sind. Wir müssen daher bei unsern Urtheilen über die Handlungen der Menschen auch oft eben

sowol

sowol auf das Talent und Temperament, als auf die Grundsäzze und den eigentlichen Charakter derselben Rüksicht nehmen.

Nach diesen allgemeinen Grundbegriffen über Welt- und Menschenkenntniß, über Anthropologie und Charakterstudium der Menschen, werde ich nunmehr in diesem und in dem folgenden Theile frei und offen erzählen, wie ich verschiedentlich den Menschen handeln sah. — Der dritte Theil wird nach dem Masstabe der durch mehrere Erfahrungen und Versuche allgemein bestätigten Erkenntniß des physischen und geistigen Menschen, die wahrscheinlichsten Gründe bestimmt enthalten, aus welchen er verschiedentlich so und nicht anders handelte.

Und so gehe denn nun, unschuldig und aus reinen Absichten, wie du aus meinen Händen kömmst, in die weite Welt, liebes Büchlein! — Sei vielen ein Spiegel, andern ein Balsam, und noch andern eine heilsame

Aufforderung zur Bemitleidung der traurigen Laufbahn vieler ihrer Brüder. — Achte den Verleumdungssinn des Menschenfeindes nicht, der dir unedle Absichten andichten, und in deinem offnen Aeusserungen Menschenhaß und Ehrenangrif lesen will. — Nutze wenigen, — aber reichlich, — und streue recht vielen guten Saamen zu Früchten — für die Ewigkeit aus.

Inn=

Innhalt.

Seite

Ideen, Meinungen und Vorschläge, die Kindererziehung und deren zwekmässigere Bestimmung betreffend I

I. Kindereinfälle und Antworten. 21

II. Die unvorsichtigen Eltern. 29

III. Die durch traurige Schiksale unglüklich gewordene Mutter. 32

IV. Der treulose Vater und Verführer der Erzieherin seiner Kinder, — in einer Person. . . 39

Seite

V. Die treulose Mutter und Verführerin des Erziehers ihrer Kinder, in einer Person. . . . 46

VI. Die unglükliche Familie. 51

VII. Der Tod eines würdigen Geistlichen — durch jugendlichen Leichtsinn und übelangebrachte Schamhaftigkeit. 53

VIII. Empfängniß, Geburt, Taufe, Leben, Tod und Begräbniß des weltunbekannten Doktor Israel Fahrenhorsts. 57

Ueber die Kette des Ganzen. — Ein Versuch. — Aus den Papieren des Doktor Fahrenhorst. . 120

IX. Der glükliche Empiriker. — Ein Original. . 134

X. Sie können mir gut zureden! 139

XI. Der unangenehme Reisegesellschafter. . . . 141

XII. Der nakte Leibarzt. 146

XIII. Ein Brief eines Arztes an einen Geistlichen. . 147

Seite

XIV. Der Doktor, Apotheker und Chirurgus. — Einer dümmer wie der andere. 148

XV. Kurze Biographie des in Curland unvergeßlichen Doktor Makeprang. 150

XVI. Der Mann nach der Uhr. — Ein Süjet für Schauspieldichter. 188

XVII. Der Luftsalzschwärmer. Ein Original. . . 202

XVIII. Ein Genie, unglüklich durch Uebel verschiedener Art und Gestalt. 209

An die Leidenden — bei ihrer Rükkehr von der Begräbnißfeier der Frau J. C. G**, geb. Sch**, St. P** 1784. 218

XIX. Das unglükliche Ende eines ehrlichen deutschen Handwerkers in R**. 224

XX. Was ist der Mensch, und was kann er durch Umstände werden? 229

Seite

XXI. Und das konnte ein Weib? 248

XXII. Ein gutes Weib. — Ein Beispiel ohne Beispiel. 251

XXIII. Die Schwangerschaft und Geburt ohne Empfängniß. 255

XXIV. Der lächerliche Zweikampf. 260

XXV. Ueber die Vorsichtigkeit im Reden. . . 264

XXVI. Schiksale mit und ohne Antheil der Person, die sie betroffen. 267

XXVII. Ueber den nämlichen Gegenstand. — Ein Beispiel. 274

XXVIII. Verschiedene Ursachen und Aeusserungen des Wahnsinns. — Ein Beispiel. 281

XXIX. Ein Originalgenie. 287

XXX. Ueber das Dekorum eines Geistlichen. . . 307

Seite

XXXI. Prediger Popanz und Schattenspiel auf der Kanzel. 314

XXXII. Charakterschilderung eines Landgeistlichen — ohne Schmeichelei und Verleumdung. . . . 328

XXXIII. Der leichtsinnige Prediger. . . . 333

XXXIV. Luthers Geist und Herz. 338

XXXV. Ueber Kirchhöfe und Innschriften. . . 344

XXXVI. Etwas für Advokaten. 348

XXXVII. Etwas für Richter und Physiker. . . 352

XXXVIII. Der kluge Dorfpfaffe. 354

XXXIX. Geht nur hin, und trinkt Punsch! . . 356

XL. Daß die Ehe mit der verstorbenen Frauen Schwester unrechtmässig sei — durch Vernunft bewiesen. 358

XLI.

Seite

XLI. Er kann — Sie will! — Eine Hochzeitrede. 380

XLII. Auswahl einiger vorzüglichen Gelegenheits-Gedichte. 404

Ideen,

Ideen, Meinungen und Vorschläge, die Kindererziehung und deren zwekmäßigere Bestimmung betreffend.

Ich habe über Erziehung und Erziehungswesen, und Unwesen, besonders in den letzten Jahrzehenden sehr vieles gelesen, — selbst beobachtet und nachgedacht; allein ich fand bey aller nur möglichen Vervollkommung, Aufklärung und Revision derselben, demungeachtet noch hie und da beträchtliche Lücken, nicht weniger in einzelnen Fällen sogar seichten Grund, und die Materialien zu dem ganzen Gebäude oft äusserst verlegen und unbrauchbar.

Es hat unstreitig die Erziehungskunst sehr viel ähnliches mit der Arzneykunst, bei-

de setzen eine genaue Kenntniß des äussern und innern Menschen zum voraus, beide erfordern keine bloß allgemeine Behandlung nur nach einem einzigen Leisten und System, sondern erheischen meistens eine ganz besondre Rüksicht auf verschiedne Einzelnheiten, die zum Theil im Menschen selbst, zum Theil aber auch ausser ihm liegen. — Man muß, — hab ich oft geschikte Aerzte sagen gehört, — die Lebens- und Naturkräfte beim Kranken zu erhalten und zu unterstützen suchen; — man muß sich nach den natürlichen Fähigkeiten und Anlagen der Jugend richten, — hörte ich oft Kindererzieher sagen, und sah es von ihnen praktisch beweisen. Beide — körperliche und geistige Kräfte, wollen aber vorsichtig entwickelt, sorgsam genährt, und weise unterstützt, — aber auch genau vorher gekannt und geprüft seyn.

Man

Man ist noch lange nicht über die ersten Grundprinzipien in beyden Wissenschaften einmal einig. — Man hält sich gar zu sehr bey Kleinigkeiten auf, und vergißt und verabsäumt darüber das Wahre und Wesentliche. —

Man errichtet große und glänzende Gebäude, ohne vorher festen Grund gelegt zu haben, oder man baut doch wenigstens fast allgemein nur noch, — auf gar zu schwachen Grund.

Ich mag weder die Rolle eines Reformators noch Revisors in diesem Schauspiele der wirklichen Welt übernehmen, ich fühle gar zu sehr die Schwäche eines einzelnen Gelehrten und meine eigene, das Ganze entweder umwälzen oder auch nur das Einzelne durchaus verbessern zu wollen. Ich weiß es gar zu wohl, daß man erst Stimmen sammeln, und sich mit an

dern denkenden und erfahrnen Männern über dieses und jenes vereinigen muß, ehe und bevor man es bewährt und allgemein anwendbar finden und preisen darf. Ich bin endlich vollkommen und gewiß überzeugt, daß vielleicht erst dem kommenden und mehreren folgenden Jahrhunderten eine hellere Aufklärung, eine festere und zwekmässigere Bestimmung des Menschenstudiums überhaupt, — und der Erziehung nebst dem Unterricht insbesondere vorbehalten sey. — Ich will daher meine etwanigen Ideen, Meinungen und Vorschläge über dieses und jenes nur als Ideen und Meinungen — so wie sie sich mir durch Nachdenken und Erfahrung darboten, von meinen Lesern aufgenommen und dafür ganz allein erkannt wissen. — Mögen denkende und erfahrne Prüfer und kompetente Richter darüber urtheilen, ob sie der Aufnahme

in eine Materialiensammlung zur festeren Gründung des Menschenstudiums und der zwekmäßigern Erziehung würdig sind, und eine besondere Anwendung auf das wirkliche Geschäfte verdienen.

Wir erhalten überhaupt eine dreyfache Erziehung: Die erste, durch unsere Aeltern; die zweyte, durch unsre Lehrer; und die dritte, durch den Eintritt in die große Welt.

So spitzfindig und vielleicht gar zu weit hergeholt vielen auch immer noch die Behauptung scheinen dürfte: Daß die körperliche und geistige Beschaffenheit der Eltern, ihre Lebens- und Nahrungsart, — ihre Sitten und Beschäftigungen, — und ihr individueller Zustand, vor und während dem Geschäfte der Kindererzeugung, — selbst oft schon wegen der Verschiedenheit des Antheils beyder Geschlechter an diesem

Geschäfte, — endlich, daß auch der Himmelsstrich und sogar die verschiedene Jahres- und Tageszeit, einen sehr großen Einfluß auf den ganzen zukünftigen Menschen äussere; — so ist es dennoch meines Erachtens ausser allem Zweifel. — Denn daß von dem Verhalten der Mutter während der Schwangerschaft, selbst von der Geburt, und ganz besonders auch noch von der ersten und frühern Wartung des neuen Weltbürgers, — selbst davon: ob er von der Mutter Natur oder für Lohn gesäugt werde, unglaublich vieles abhange; — darinn stimmt man wohl schon fast allgemein überein.

Man ist freylich darüber noch streitig, ob die physische oder die psychische Kindererziehung den Vorzug verdiene, — ob man Anfangs durch leichtere und alsdann immer steigende Uebung und Anstren-

gung zuerst auf den Körper, oder auf die Seele, — oder vielleicht auf beyde zugleich Rüksicht nehmen müsse? Ob man die Kinder mehr an Kälte oder an Wärme — oder vielleicht an beyde gewöhnen solle? — Ob man den Knaben erst zum Auswendiglernen und dann zum Selbstdenken anhalten müsse? — Vielleicht könnte man auch hier beydes geschikt mit einander verbinden. — Ob der Unterricht spielend oder dogmatisch eingerichtet werden müsse? — Ich verwerfe durchaus die erstere Methode, und erkläre mich für die leztere. — Ob man endlich jungen Kindern beyderley Geschlechts noch vor der eintretenden Mannbarkeit, oder nach dem Eintritt derselben Etwas über das Zeugungsgeschäfte sagen solle? — Der würdige Herr Rath Campe hat in einer seiner neuern Erziehungsschriften ei-

nen Versuch eines Unterrichts über diesen erhabenen Gegenstand, und in der That das wichtigste Geschäfte der ganzen Natur — mitgetheilt. — Doch dürfte derselbe noch immer zu viele Einschränkung erfordern, um nicht einen ganz entgegengesetzten Endzwek dadurch zu erreichen. — Nothwendig ist meines Erachtens ein solcher Unterricht schlechterdings, und zwar noch vor dem Eintritte der Mannbarkeit; allein es wird eine sehr genaue anatomisch physiologische Kenntniß, — Reichthum der Sprache und viele Klugheit in der Auswahl der Wörter, und in der Bestimmung des Ausdruks dazu erfordert, um die erwünschte Absicht dadurch zu erreichen. — Ich werde im dritten Theile meiner Reisen hierüber einen eigenen Versuch liefern, den ich schon längstens zu einer anderweitigen Bestimmung fertig liegen habe.

Der letzte Zwek der Kindererziehung ist: das Leben des Menschen so behaglich, — so gemeinnützig, — so glüklich und zufrieden als möglich zu machen. — Ueberhaupt scheint sich die ganze Kindererziehung blos darauf einzuschränken, um den Menschen zu bilden und zu bestimmen, — ihn zu bilden, dazu, was er ist und seyn und werden kann — ihn zu bestimmen, was er künftig seyn soll. — Die Beantwortung folgender Fragen dürften meines Erachtens wohl kein ganz unzwekmässiger Plan zur Kindererziehung überhaupt seyn.

Der Mensch — wes Standes und Berufes — wes Glaubens und Bekennens er auch seyn mag, — hoch oder niedrig, — arm oder reich, — aus edlem oder Sklavensaamen erzeugt; — doch immer von einem

Weibe empfangen und geboren, — muß zuerst wissen, und zum Theil auch durch Unterricht erfahren, wer er ist; zweytens durch wen, und woher er ist; drittens: warum er hier ist; und viertens: zu welcher letzten Absicht er bestimmt ist.

Das erstere erfährt er schon zum Theil bey seinem Eintritt in die Welt, durch das dunkle Gefühl des Bedürfnisses verschiedener natürlichen und nicht natürlichen Dinge, zur Erhaltung seiner Existenz; — und bald in der Folge immer mehr durch körperliche Leiden und Freuden, durch Gefühle des Wohl- und Uebelseyns, und zuletzt durch die Anweisung seiner Eltern und Erzieher, zufolge der Entwiklung seiner physischen und geistigen Kräfte, durch Uebung und gemäßigte Anstrengung beyder, durch erregte Aufmerksamkeit auf einige und

andere verstekte Vorzüge seiner körperlichen und geistigen Talente, und deren ganz besondere Pflege und Wartung. — Der durch Sinnlichkeit und nachmals durch eine sorgsame und geschikte Bestimmung derselben — bemerkte Unterschied des Geschlechts giebt seinem ganzen Menschengefühl dann noch einen ganz eignen, — der Würde des Menschen keinesweges zwekwidrigen Ton.

Der neue Weltbürger muß zweytens erfahren, durch wen und woher er ist. — Beydes lernt er am besten durch die genaue Beobachtung der ganzen Natur, und durch das besondre Studium der Naturgeschichte, die meines Erachtens fast dem eigentlichen Religionsunterrichte vorangehen, wenigstens doch zugleich mit demselben verbunden werden solte. — Kinder überhaupt, welche die Religion aus der Quelle studiren, sich oft praktisch damit be-

beschäftigen; haben auch eigentlich keinen gewöhnlichen Katechism nöthig, wenigstens dürfen sie denselben nicht auswendig lernen. — Sehr richtig nennt Baratier *) den Katechismus eigentlich die Grammatik der Religion. — Wer nun aber eine Sprache aus der Uebung lernt und weiß, hat keine Grammatik nöthig; — als nur um sich noch mehr darin fest zu setzen, und darf dieselbe am allerwenigsten auswendig lernen. — Nothwendig müssen die Kinder aber alle erst sehen, ehe sie empfinden, — erst empfinden, ehe sie glauben, — und erst glauben, ehe sie sich mit Ueberzeugung zu einem oder dem andern Dienste öffentlich bekennen können. — Ein allgemei-

*) Siehe Campens Sammlungen einiger Erziehungsschriften 1ster Theil. S. 366.

meiner Unterricht über den Bau und über die verschiedenen Geschäfte des Körpers, — und eben so auch über die verborgenen Kräfte der Seele setzen den Zögling in den Stand, nicht nur über seinen Schöpfer, sondern auch noch besonders über seinen individuellen physischen Ursprung weiter nachzudenken.

Er soll aber drittens auch noch erfahren: Warum er hier ist? — Er soll seine Verhältnisse mit dem höchsten Wesen und mit andern Menschen und Geschöpfen erkennen, und überhaupt sein sittliches Verhalten darnach bestimmen lernen. — Er soll weiser, und in eben dem Grade auch glükseliger dadurch werden.

Endlich viertens soll der neue Weltbürger auch noch erfahren, zu welcher letzten Absicht er bestimmt ist. — Nicht diese kurze Lebensspanne, sondern

eine

eine lange Ewigkeit ist seine Bestimmung. — Dieses Leben ist nur Vorbereitung für ihn, dort erwartet ihn die Vollendung: — Hier soll er nur keimen und blühen, dort fruchten. — Richtige Begriffe vom Leben und Tod werden ihn zuletzt in den Stand setzen, das Leben würdig zu brauchen, und den Tod nicht zu fürchten.

Nach diesem Plane, glaube ich, kann die Kindererziehung im Allgemeinen eingerichtet, und theils mit dem Studium der Geographie, der Geschichte, und der allgemeinen Naturlehre verbunden, theils dadurch erläutert werden. — Sprachen müssen Kinder schon von Jugend auf, und mehrere zugleich lernen, aber nur durch den Gebrauch, durch Umgang und Uebung. — Denn das Studium der Grammatik gehört schon mit zu den höhern Wissen-

senschaften. — Durchaus muß man den Körper zugleich mit der Seele ausbilden, Leibesübungen verschiedener Art, mit wechselsweisen Anstrengungen der Seele geschickt verbinden; — beyde aber nie bis zur Ermüdung fortsetzen.

Es müssen aber demungeachtet immer noch dem jungen Zögling einige Stunden zur Erholung übrig bleiben. — Doch nie müssen Eltern ihre Kinder an allen Vergnügungen, die sie sich selbst erlauben, uneingeschränkt Theil nehmen lassen.

Es betreffen nun aber alle meine Vorschläge zu einer zwekmäßigern Kindererziehung nur die kultivirteren Stände, und gehen nur bis zum zwölften oder dreyzehnten Jahre des Knaben, — indem alsdann erst das Studium der höhern Wissenschaften anfangen muß. — Der Knaben? wird man fragen; — sollen denn

die

die Mädchen bloß für die Küche bestimmt bleiben? — Ich glaube zwar nicht, dieses ohne alle Einschränkung behaupten zu können. So wenig ich auch sonst von gelehrten Frauenzimmern etwas halte, und gewiß überzeugt bin, daß die Gelehrsamkeit nur dem Manne zukomme; so möchte ich sie dennoch nicht ganz von allen wissenschaftlichen Kenntnissen ausgeschlossen wissen; die sie gewiß nicht bloß durch Lektüre sich erwerben können, sondern auch durch Unterricht erlernen müssen. — Das Studium einer oder mehrerer lebenden Sprachen und Musikkenntnisse sind in kultivirteren Ständen auch gegenwärtig fast nothwendig. — Ueberhaupt soll ja das junge Mädchen einst Gattin und Mutter werden, sie soll die einzige Gesellschafterin, der beste Rath und der süsseste Trost bey Kümmernissen des Lebens ihrem Manne; — und ihren Kindern die erste Fürsorgerin und besonders

ihren Töchtern Beispiel, und vorzüglichste Lehrerin einst seyn. Sie bedarf also auch immer einigen Unterricht, einer zwekmässigen Anweisung, und vielleicht einer ganz besondern und eignen Kultur. — Ueberhaupt aber getraue ich mir zu behaupten, daß die Erziehung der Söhne ganz dem Vater, und die der Töchter fast gänzlich der Mutter überlassen werden müsse. — Nur darf die Mutter bei den Söhnen auf äussere Eleganz und Reinlichkeit in der Kleidung Rüksicht nehmen, sich aber nie aus falcher Zärtlichkeit für ihren Sohn, in die Erziehung desselben mischen, oder wohl gar scheel darüber sehen, wenn der Vater den Sohn des Unfleisses oder anderer Untugenden wegen züchtiget. — So weiß ich ein Beispiel von einer sonst klugen Mutter, die den Schullehrer durch eine Freundin ersuchen ließ, er mögte doch ihren Sohn —

der überdies noch zum studieren bestimmt wäre — nicht so sehr mit Latein quälen — denn er habe ja Geld genug. —

Das Tanzen — so ein unschuldiges Vergnügen es auch sonst zu seyn scheint, kann dennoch — und besonders dem andern Geschlecht in vielem Betracht sehr schädlich werden. — Durchaus möchte ich jungen Mädchen nach erlangten Jahren der Mannbarkeit das Walzen mit jungen Mannspersonen untersagt wissen.

Man muß endlich die Kinder an verschiedene Beschwerden des Lebens gewöhnen; — und um sie gegen die physischen Uebel abzuhärten, und zu verhindern, daß sie besonders nicht in der Folge dieselben zur Beschönigung ihrer Untugenden mißbrauchen können; darf man auch, nach Basedows weisem Rath, nie schreiende und fallende Kinder durch schmeichelnde Geber-

den

den oder bittende Töne zu besänftigen suchen; nie Kinder, die durch eigne Unvorsichtigkeit gefallen sind, mit vielem Bedauren aufheben, sondern man lasse sie selbst wieder aufstehen und bedaure sie gar nicht, gebe ihnen vielmehr, um sie künftighin vorsichtiger zu machen, leichte Verweise. — Harte Züchtigungen und Strafen sind, ausser bei schon verwöhnten und verzärtelten Kindern, gar nicht nöthig. — Man hat andere Mittel, um sie aufmerksam auf sich selbst und ihre Handlungen zu machen. — Ob ferner noch die Erziehung der Kinder im Hause der Eltern durch einen Hauslehrer — oder die in einer Pensionsanstalt den Vorzug verdiene, getraue ich mir fast nicht zu entscheiden. Beides hat seine Unvollkommenheiten und Nachtheile, doch das leztere mehr noch als das erstere; denn ich weiß traurige Beispiele davon. —

Es ist für den Menschen von großer Wichtigkeit, einen *festbestimmten Charakter* zu haben. — Er ist das sicherste liegende Grundstük, das wir besizen können, und welches Zinsen auf Zinsen trägt. Ein Mensch, der keinen Charakter hat, kann wol *geliebt*, aber *nicht geschäzt* werden. — Daß sich Kinder einen Charakter erwerben, muß man sie früh gewöhnen, eine oder die andere gewisse Maxime zu wählen und darnach zu handeln; z. B. zu gewissen bestimmten Zeiten schlafen zu gehen und wieder aufzustehen; zu essen, sich zu vergnügen, und wieder zu lernen. — Um überhaupt den Charakter junger Kinder zu gründen, führe man bei der Erziehung den Knaben auf *Pflichten*, und das Mädchen auf *Ehre* zurük.

Gern stimme ich übrigens darinn überein, daß, so unmöglich es seyn würde, alle Krankheiten durch eine Uni-

versalarzenei zu heilen, — es eben so unmöglich sey, alle Kinder nach einer Art zu erziehen. — Ueberhaupt aber verbessert man durch Verbesserung der Jugenderziehung auch unstreitig auf die Zukunft das ganze Menschengeschlecht.

Ueber dieses alles werde ich mich im dritten Theil meiner Reisen weitläuftiger erklären. Vieles, was ich darüber beobachtet, gedacht und geurtheilt habe, wird auch schon aus einigen folgenden Erzählungen erhellen.

I.

Ich unterhalte mich sehr gerne mit Kindern, freue mich, wenn sie recht lebhaft und offen in ihrem Scherz und Ausdruk, und ganz besonders, wenn sie recht neugierig sind. — Ich kann nie genug

von ihnen gefragt werden, und antworte stets mit Vergnügen.

Ich bin sehr gern bei dem Unterrichte geschikter Jugenderzieher gegenwärtig, und kann nicht leugnen, daß ich auch da noch oft in psychologischer Rüksicht, was nämlich die Entwiklung, Bestimmung, Verwechslung der Begriffe und Ideen, und ihre Assoziazion betrifft, oft sehr vieles gelernt habe; oft freilich auch gerechte Ursache fand, über das zwekwidrige Verfahren einiger Jugenderzieher mit ihren Zöglingen, äusserst unwillig zu werden. — Denn viele hatten die Gewohnheit, daß sie unaufhörlich selbst sprachen, ihre Zöglinge aber schlechterdings nicht dazwischen reden, oder sie irgend weshalb fragen durften. — Andere, die selbst nicht viel zu sprechen wußten, lasen ihren Zöglingen etwas aus einer Geographie, aus einer Geschichte, oder aus einem andern instruktiven

tiven Buche laut vor.]— 'Ach! — sagte einstmals einer dieser Zöglinge — übrigens ganz unschuldig und ohne alle Absicht, — ach Herr Hofmeister, lassen Sie uns selbst lesen, so behalten wirs besser.

Ein anderer ließ wieder seinen Kindern nichts als auswendig lernen, und behauptete schlechterdings, das Denken werde sich schon von selbst finden. — Ein sehr mittelmäßiger Kopf wurde in nicht geringe Verlegenheit gesezt, aus der er sich aber noch erbärmlicher herauszog, — als bei dem Abhören des sechsten Gebots einer seiner Schüler ihn fragte: Nun was ist denn das — Ehebrechen — Herr Hofmeister? — Ehebrechen? — erwiederte dieser; das ist, wenn man die Ehe bricht — doch Sie werden das schon besser in der Folge einsehen lernen, wenn Sie älter seyn wer-

den. — Eine schöne Voraussage, dachte ich bei mir selbst, und verwies dem schwachen Führer nachmals recht sehr seine Unklugheit.

Bei der Geschichte des Hauptmanns zu Kapernaum, fragte ein sehr geschikter Führer seinen Zögling: was war denn das für ein Hauptmann? — Ach, sagte dieser, das wird der Hauptmann Frank (einer seiner bekannten Nachbarn) seyn. — Als eben dieser Führer ihn einstmals über die verschiedenen Religionen, ihre Verhältnisse und Abweichungen sehr geschikt unterrichtete, und seinen Zögling am Ende fragte: Nun, was sind Sie denn? so antwortete ihm dieser sehr naiv: Ich bin ein Liefländer. Bei einer andern Gelegenheit, als der Führer ihm über die Glaubensartikel Unterricht gab, und besonders bei der Abhandlung des ersten: Ich glaube, daß

mich Gott geschaffen hat, sammt allen Kreaturen — seinen Zögling fragte: Was verstehen Sie unter Kreaturen? — Ach! Herr Hofmeister! erwiederte dieser lächelnd, das sind L**se.

Sehr lächerlich machte sich aber ein deutscher Sprachlehrer bei einem grossen Korps, der seinen Kadetten das Verbum: Ich stinke, konjungiren ließ, es zuvor an der Tafel anschrieb, und selbst laut anfieng: Ich stinke — alles schrie ihm laut nach: ich stinke! Hierauf die zweite Person: du stinkst — das Geschrei ward noch größer, und alle Kadetten zeigten mit dem Finger nach der Tafel, und sahen den Lehrer an, indem sie zugleich alle überlaut schrieen: Du stinkest, u. s. w.

Eltern und Großeltern hatten mir verschiedentlich ausser der Lernbegierde, noch die besondre Artigkeit eines jungen Knaben

von vier Jahren gerühmt — als ich zufällig bei einem Mittagsmahle vom Gegentheil überzeugt wurde. — Die Großmutter verweigerte dem Knaben etwas Zukker zu seiner Grüze, indem sie ihn versicherte: sie sei schon süß genug. Dieser häufte aber seinen Löffel mit Grüze an, und sagte auf einmal zu der Großmutter: Wenn Du mir nicht gleich Zukker giebst, so schlag ich Dir mit dem Löffel ins Gesicht. — Die Grosmutter gab ihm sogleich Zukker — lächelte und sagte: Unser Karl ist heute nicht bei guter Laune. — Nach Tische mußte er mir das Vater Unser in griechischer Sprache herbeten.

Ein guter Vater erzählte mir in Gegenwart zweier Söhne von sieben bis neun Jahren, die teuflische Geschichte der in Pr** berüchtigten Frau von Reisniz, die ihre Tochter, ein junges Kind, zuerst mit

mit Ruthen gepeitscht, und nachmals über Kohlfeuer gesezt hatte; nach welcher unmenschlichen Behandlung das Kind bald darauf starb. Die gnädige Frau Mama kam dennoch, durch die wohlbezahlten Bemühungen eines geschikten Advokaten, mit der Festungsstrafe davon. — Am Schlusse der Geschichte sagte nun der Vater im Scherz zu seinen Söhnen: Ja Jungens, wenn ihr euch nicht besser aufführen werdet, so will ich es mit euch auch so machen. — Nun gut Papa, erwiederte der eine: so kommen Sie auch nach der Festung. — Eben dieser ließ einstens einen seiner Söhne, während dem daß er mit seiner Familie Mittags zu Tische saß, einiger Untugenden wegen, seitwärts knieen. — Nach Tische sagte dieser zu seinem Vater: Ach! Papa, Sie gehen auch recht niederträchtig mit ihren Kindern um.

Ich habe ein liebenswürdiges junges Mädchen von vier Jahren gekannt, die ihren Stiefvater nun durchaus nicht lieben konnte, dagegen ihre Mutter anbetete. — Einstmals sagte der Stiefvater zu ihr: Hör nur Kind, wenn du mich lieben, und besonders so lieben wirst, wie du deine Mutter liebst, so will ich dir auch ein neues Kleid machen lassen. — Das gute Kind versprach es ihm zwar, — sagte aber bald darauf, als er weggegangen war, zur lieben Mutter: Ach Mutter! ich habe Kleider genug, — nein, nein, ich will kein neues Kleid, — denn alsdann muß ich denn Papa so lieben, wie ich Sie liebe, und das kann ich doch nicht! —

Mehrere Beispiele werde ich noch im zweiten Theil anführen.

II.

Man kann nie vorsichtig genug mit Kindern umgehen. Eltern können sich nicht genug hüten, um nicht durch Handlungen und Gespräche ihren Kindern zu schaden. Fast lassen sich allgemeine Diätfehler im Essen und Trinken u. s. w. weit leichter gut machen und verbessern, als Fehler der allgemeinen und besondern Sittlichkeit. — Ein erhiztes Blut, und überhaupt eine vermehrte Bewegung desselben, mit einem Wort, Fieber sind weit leichter zu besänftigen, als erregte Leidenschaften. — Es ist eine ganz gute Gewohnheit, wenn man in großen Gesellschaften Kinder zu Kindern gesellt, und sie in einem besondern Zimmer unter sich fröhlich sein läßt: — noch besser aber, wenn man sich überhaupt, so viel möglich, hütet, in Gegenwart der Kinder durch

ausge-

ausgesuchte Zweideutigkeiten und schlüpfrige Reden ihre Neugierde über gewisse natürliche Geschäfte theils zu frühzeitig zu erregen, theils dieselbe dadurch belachenswerth zu machen. — Ganz besonders aber müssen Eltern nie in Gegenwart junger Kinder — Pflichten der Ehe üben; oder auch nur davon sprechen. Die nachtheilige Folge davon kann nach dem verschiedenen Alter der Kinder auch immer verschieden seyn. Am allermeisten ist die freventliche Gleichgültigkeit der Eltern selbst bei bemerkten Nachtheilen ihrer Unvorsichtigkeit, schädlich und unverantwortlich. — So fand ich einstens, als ich in Geschäften in ein vornehmes Haus gerufen wurde, den Herrn Sohn, einen Knaben von fünf, und die Demoiselle Tochter, ein Mädchen von vier Jahren, in einer sehr natürlichen Verbindung auf dem Kanapee liegen; und als ich sie fragte:

was

was sie da machten? so sagte das Mädchen: Wir machen Kinder. — Ich erschrak über diese Antwort, und gieng sogleich zu den Eltern, und erzählte ihnen meine gemachte Entdeckung. Die Frau Mama lächelte, wurde aber doch roth; allein der Herr Papa fieng laut zu lachen an, und sagte: Nun sie müssen ja wohl lernen. — Er erzählte mir überdies noch, daß die kleine Tochter ihn schon mehrmals, wenn er mit seiner Gattin in ehelichen Unterhandlungen gestanden — zugerufen habe: Ach, Papa, lassen Sie doch die Mama zufrieden. — Vortreflich! dachte ich, das macht eurem Elternsinn, euren Grundsäzen über Kindererziehung Ehre! —

III.

Ich habe eine Frau gekannt, die in ihrem ein und dreissigsten Jahre bereits Wittwe wurde, und nach dem Ableben ihres Gatten (eines Kapitains in R. Diensten) in sehr armseligen Umständen nebst dreien Töchtern hinterblieb; davon die älteste funfzehn, die zweite vierzehn und die jüngste zwölf Jahre alt war. — Es ist nicht zu leugnen, sie versuchte Anfangs alles nur Mögliche, um sich und ihren Kindern, wenn gleich kümmerlichen, doch immer anständigen Unterhalt zu verschaffen. Allein es mißlang ihr jeder und selbst der kleinste und unbedeutendste Versuch. — Hier wurde ihr die Bitte abgeschlagen, dort wieder unter Verweisungen auf Tage, Wochen und Monate manches versprochen, und dennoch am Ende — nichts gehalten. So lebte sie

sie manchen Tag ohne Brod, und nachdem sie bis auf wenige Betten und Kleidungsstücke sonst alles verkauft hatte, blieb ihr — ach! der größte Schaz! — die Unschuld ihrer Kinder, und ihre eigne Mutterehre nur noch übrig. — Die Kinder — wenn sie freilich beim Leben ihres Vaters auch nur wenigstens die selbst Standespersonen nicht entehrende Frauenzimmerarbeiten erlernet hätten, — würden jezt sich und ihre Mutter zu erhalten vermögend gewesen seyn. — Allein damals dachte weder Mutter noch Tochter an menschliches Unglük und Elend, damals lebte alles im Ueberfluß; — denn ihr Vater hatte theils einen sehr einträglichen Posten, theils war er ein glüklicher Spieler. — Die Verzweiflung, die Entfernung ihrer wohlhabenden — und der Rath falscher Freunde trieb endlich die arme Leidende zu einer der abscheulichsten Entschliessungen. — Sie

suchte nämlich die Bekanntschaft mit jungen und alten Wollüstlingen, — unterhielt sich anfangs blos nur mit ihren Töchtern über dergleichen leidenschaftliche Gegenstände im Gespräch, — spielte in dem ersten Zeitraume selbst die Hauptrolle, und erlaubte sich oft so gar in Gegenwart ihrer Kinder viele Unanständigkeiten, die nach und nach auch bei diesen verborgene Neigungen nothwendig entwikkeln mußten; und in kurzer Zeit waren auch die beiden ältesten Töchter schon verführt. — So lebte sie fast drei Jahre hindurch, während dem auch ihre jüngste Tochter schon heran wuchs, die denn auch ihren lieben Schwestern bald in dem Greule der unerlaubten Liebe folgte, wovon die älteste aber an den tödtlichen Ausgängen einer übel behandelten Galanterie, und die zweite im Kindbette, wenige Wochen hinter einander starben. — Gram und Leid über den

Tod

Tod ihrer zwei Geliebten, wozu sie doch Veranlassung gegeben hatte; — ein ebenfalls zerrütteter Körper, und vorzüglich ein beunruhigendes Gewissen — warfen auch wenige Monate nachher die Mutter aufs Krankenbett. Mangel an Pflege, und vorzüglich auch zu spät gesuchte Hülfe bei einem Arzte, vermehrten mit jedem Tage ihre Leiden, und es blieb ihr, nach ihrem eigenen Gefühl nichts mehr, als die Erwartung des Todes übrig; — dessen schrekkenvolle Herbeikunft sie um so mehr fürchtete, je abscheulicher und beflekter ihr voriges Leben als Mutter gewesen war. — Man wollte ihr in den lezten Tagen des Lebens einen Priester zuführen; allein sie verstattete es, alles Ueberredens ungeachtet, durchaus nicht. — Und dennoch bedurfte sie eines menschenfreundlichen Zuspruchs und Trostes so sehr! — Sie entdekte sich also

ihrem Arzte, eröffnete ihm die ganze Geschichte ihres vorigen Lebens, und erbat sich unter vielen Thränen seine Bemitleidung, wenn er ihr auch schon nichts zu ihrer Beruhigung sagen konnte; die nach der ganzen Summe ihrer Vergehungen ihr ganz unmöglich schien. — Dieser, der als ein empfindungsvoller Mann, wenig darauf zu erwiedern vermochte, that dennoch so viel er konnte, und — was seinem Herzen ganz besonders zum Verdienste gereicht — führte ihr noch an demselben Tage einen jungen Geistlichen, seinen Freund, der eben vom Lande nach der Stadt gekommen war, und zwar ohne Priesterkleidung zu, um sie weniger zu beunruhigen. — So befremdend ihr nun auch gleich der Besuch eines Mannes war, den sie nicht kannte, so kam dennoch schon der Arzt ihrer Besorgniß dadurch zuvor, er sagte: Es sey

dieser

dieser junge Mann auch ein Arzt, und er habe ihn sich zur Hülfe erbeten, um mit ihm gemeinschaftlich über ihre Krankheit zu urtheilen. — Allein die Kranke wollte durchaus von keiner Berathschlagung über ihre körperliche Leiden etwas wissen, weil sie nach ihrer Aussage zu gewiß überzeugt war, daß sie sterben müsse. Sie erneuerte vielmehr ihr vormittägiges Geständniß, und bat sich von beiden Männern, mit der Hinzufügung: um Gottes willen einen Trost aus. Der Geistliche, der keiner von den donnernden Priestern und Teufelsseher, die ohne alle Rüksicht auf menschliche Fähigkeiten, natürliche Neigungen, und diese und jene Lage und Umstände, — alles ohne Unterschied zum Schwefelpfuhl verdammt und verwiesen wissen wollen, — sondern ein sanfter, liebreicher Mann war, der vielleicht das menschliche Herz mehr und besser, als manchen andern theologischen Wust

studirt hatte, — benahm sich ungemein gut bei dieser überaus feierlichen Scene, und bewirkte durch sein öfteres Fragen, ein noch ausführlicheres Geständniß der reuigen Sünderin. — Als er sich nun ganz ihr Zutrauen erworben hatte, so gab er sich ihr zu erkennen, und ertheilte ihr hierauf, zufolge ihrer Bitte, nach einer kurzen allgemeinen Betrachtung, die den Umständen angemessen war, eine förmliche Absolution. — Sie empfieng auch noch einige Stunden nachher das heilige Abendmal, und gab so beruhigt und getröstet, unter den Seegnungen und Fürbitten dieser beiden Menschenfreunde, ihren müden Geist auf. —

Mütter! — deren äussere begünstigtere Lage euch vielleicht nur noch vor einem so tiefen Fall sichert, — die ihr aber dennoch schon oft gleitet, und durch euren unsichern und weniger festen Tritt selbst euren Töch-

tern

tern ein übles Vorbild werdet; — o daß euch doch dieses traurige Beispiel, Warnung und Lehre seyn möchte! — denn es kommt auch für euch früher oder später die Stunde, in welcher euer Selbstbewußtsein Rechenschaft von euch fordern wird: — und ich bürge euch nicht dafür, daß auch ihr einen solchen Leibes- und Seelenarzt dann zu eurem Troste einst finden werdet. —

IV.

Ein vornehmer Kavalier, dessen Posten, den er in einer berühmten Handelsstadt bekleidete, ihm mehr Aufwand und glänzenderes Aeussere zu erfordern schien, als sein Gehalt und seine übrigen Einkünfte es verstatteten, glaubte nun auch unter andern standesmässigen Auszeichnungen, noth-

wendig die beschwerliche Erziehung seiner Kinder nicht selbst übernehmen, sondern sie einer zweiten Person überlassen zu müssen, und verschrieb sich zu diesem Ende eine Gouvernante aus Berlin. Ich war ein Freund dieses Hauses, und muß gestehen, daß es mir äusserst schwer wurde, zu entscheiden, ob ich mehr die Schönheit oder die Talente der neu angekommenen Berlinerin bewundern sollte. — Ein rothwangiges und ganz zur Liebe gebautes achtzehnjähriges (wahrhaftig noch unschuldiges) Mädchen, die ein herrliches Französisch sprach, und ausser aller nur erforderlichen weiblichen Geschiklichkeit, auch noch sehr viele allgemeine historische und geographische Kenntnisse besaß, Basedows und Campes, Lessings und Wielands Schriften gelesen hatte, und überhaupt mit einem Offensinn und einer Ungezwungenheit sprach, — die ihren

ihren Jahren und ihrem Geschlechte Ehre machten. — Der Erfolg bewies es auch, daß sie ganz die Person war, wofür sie sich ausgab; und alle ihre Pflichten treulich erfüllte. Allein ihre Jugend und Schönheit, — die Kränklichkeit ihrer Prinzipalin, und die sträfliche Neigung ihres Gebieters wurden schon im zweiten Jahre eine Quelle des Uebels für sie. Schon hatte der Bruder der erstern einige Versuche auf das gute Mädchen gemacht, die aber mißlangen. Um desto glüklicher war ihr Prinzipal in seiner Unternehmung, und es gelang ihm sehr bald, sie in sein Nez zu verstricken. — Sie suchte freilich mit vieler Delikatesse, Zurükhaltung und Verstektheit vor ihren Zöglingen, ihre gleichsam mit Gewalt erzwungne Rolle zu spielen, und fühlte gar zu wol das eigne Unrecht, und noch mehr den großen Schaden, den sie durch das üble Beispiel anrichten wür-

de, wenn je ihre Verbindung ihnen bekannt werden sollte, — denn der gnädigen Frau konnte sie unmöglich lange unbekannt bleiben.

Lange und oft wünschte die arme Unglükliche sich aus diesem Hause zu entfernen. Allein eine Zeit verstrich nach der andern, und sie konnte kaum die versprochnen zwei Kleider jährlich erhalten; — von ihrem Gehalte aber, welcher ohne dies klein genug war, hatte sie seit den fünf Jahren ihres Aufenthalts in diesem Hause, noch keinen Pfennig gesehen, und konnte auch nichts bekommen, weil der gnädige Herr nie bei Gelde war. — Sie mußte vielmehr, als dieser Herr zu einer höhern Bedienung in eine entferntere Gegend versezt wurde, unter dem Vorwande, daß, da sich die Familie während der Zeit ihres Daseyns sehr vermehrt hätte, sie nun noch mehr Zöglinge

und

und auch gewiß eine Zulage ihres Gehalts erhalten würde, — diese Reise dorthin mit machen. — Doch das leztere erfolgte nicht, ihre Schuldforderung wurde immer größer, die Kasse ihres Prinzipals, bei immer zunehmender Familie, und schon über die Hälfte verzehrten Kapitals, (welches er mit einer eben nicht sehr ausgebildeten Bürgerlichen erheurathet hatte) — immer schwächer. Hierzu kam noch, daß ihre frühere Verbindung zwar förmlich gleich, aber doch fruchtlos gewesen war; dagegen sie izt innerhalb vier Jahren dreimal ihr Kindbett, — und so gar einmal mit ihrer Prinzipalin in einer Woche feiern mußte. — Die ihr gebornen Kinder wurden nun zwar entfernt, und auf die Güter ihres Prinzipals gebracht, nur merkte dennoch sowol das Gesinde, als auch zulezt sogar die beiden ältesten Zöglinge die Verhältnisse ihres

gnädigen Herrn Vaters mit der Gouvernante. — Dies machte ihre Achtung gegen sie geringer, wiewol sie sich dennoch auch in diesen Umständen immer geschikt zu benehmen wußte. Doch hatte sie in dem lezten Kindbette schon sehr gelitten, und unglaublich viel an ihrem Aeussern verloren. Ihre Leiden wurden nun noch vermehrt, theils durch die immer mehr zunehmende Schwäche und wirklich eingetretne Schwindsucht ihres Prinzipals, theils durch die Uneinigkeit mit seiner Gemahlin, und ganz besonders durch die wenige Aussicht, je ihre Anforderung von nunmehr schon acht Jahren her, ausgezahlt zu erhalten, da die Finanzen ihres Hauses izt schon durchaus geschwächt waren. — Endlich starb auch ihr Prinzipal, und seine Gemahlin blieb in so elenden Umständen zurük, daß so gar die Beerdigung von andern besorgt werden mußte.

Was

Was sollte sie nun anfangen? Zu ihrer Familie nach Berlin zurük gehen? — Dieses erlaubte ihr, theils ihr körperlicher Zustand nicht, theils fehlte es ihr auch am Nothwendigsten, eine so weite Reise zu machen.

Sie hatte also ihre Gesundheit, — ihre Talente, ihre verdiente Belohnung, und selbst ihr Leben — einem einzigen aufgeopfert, der sie dennoch nicht glüklich machte; — denn sie starb schon sechs Monate nach dem Tode ihres Verführers, und nahm den einzigen Trost für ihr zerrissenes Herz mit sich ins Grab, den hinterbliebenen Kindern ihres Gebieters, eine mustervolle Erziehung gegeben zu haben; wie auch alle, die sie zu kennen Gelegenheit hatten, mir bei der Wiedererinnerung an ihre traurige Geschichte, gewiß beistimmen werden. — Merken Sie sich das, meine sehr gnädigen Herren und

Damen, und hüten sie sich, meine schöne Gouvernantinnen. —

V.

Es ist eine sehr üble Gewohnheit, daß man besonders in Städten, wo auch zugleich Universitäten sind, junge Studierende zu Hauslehrern und Erziehern seiner Kinder erwählt. Der Schade ist oft für beide Theile sehr groß. Denn wenn man überhaupt weiß, daß zum Kinderunterricht nicht bloßes Wissen und Verstehen dieser und jener Dinge, sondern auch noch ganz besonders Methode und Mittheilungsvermögen erfordert werde; — wenn ferner der Herr Instruktor oft beides nicht besizt, oft noch selbst erst lernen muß, oder doch wenigstens weder das eine noch das andre recht thut, weder den Unterricht der ihm anver-

anvertrauten Kinder, noch sein eiges nes Studieren gehörig abwartet, — nun so bleiben beide, die Kinder mit ihrem Führer, gleichsam wie auf einem Flecke stehen, und kommen, — ob sie sich gleich äusserlich viel zu bewegen scheinen, dennoch nicht von der Stelle. Der allgemeine Grund davon ist gewöhnlich der, daß über haupt zu viel arme junge Leute sich dem Studieren widmen, überdies noch wenig vorbereitet auf die Akademie kommen, und da unmöglich alle gehörig unterstüzt werden können, aus Noth, um den Herren Professoren ihre Vorlesungen bezahlen zu können, in einem oder in mehreren Häusern Kinder unterweisen müssen. — Doch das, was ich bis izt gesagt habe, betrift nur das Talent dieser Kindererzieher; aber auch in Betreff der Sittlichkeit sind oft beide der Führer und seine Zöglinge in Gefahr. Ich habe viele traurige

Bei-

Beispiele gesehen, daß junge Knaben und Mädchen, entweder durch leichte Uebersicht herrschender Laster, oder wol gar durch eigne Anführung ihrer Erzieher und Erzieherinnen, verführt wurden. — Aber auch umgekehrt — ist mir ein trauriges Beispiel bekannt, welches ich nie vergessen werde; wie ein sehr geschikter junger Mann in dem lezten Jahre seiner akademischen Studien, weil es ihm an fernerer Unterstüzung fehlte, genöthigt wurde, die Erziehung eines Knaben und jungen Mädchen in einem vornehmen Kaufmannshause zu übernehmen, und auch daselbst zugleich zu wohnen.

Die Frau des Hauses lebte von ihrem Gatten getrennt, und war als eine feine, sehr verstekte und geheime Buhlerin allgemein in der Stadt bekannt. Der junge Mann, der bei einem zwar sehr schwächlichen Körper, dennoch viel Gesezt-

heit

heit und wenige Leidenschaft fürs andre Geschlecht hatte, — fürchtete theils dergleichen Versuchungen nicht, oder glaubte ihnen doch mit aller erforderlichen Macht widerstehen zu können. — Und es gelang ihm auch wirklich in den ersten Monaten. Allein die Dame schien ihre Lieblingsleidenschaft gleichsam studirt zu haben, überhäufte ihn fast jeden Tag mit Geschenken, und forderte dadurch sein biegsames Herz zum Dank und zu Verbindlichkeiten auf. Unter verstelltem Vorgeben, als ob sie verschiedenes in seinem Zimmer, zu seiner mehreren Bequemlichkeit abändern und verbessern lassen wolle, mußte er einige Nächte hindurch in ihrem Zimmer schlafen, und sie erlaubte sich dann bei dieser Gelegenheit sehr vieler Unanständigkeiten und Freiheiten; — erreichte endlich leider auch ihren Endzwek.

Doch es war der Körper des jungen Mannes zu Ausschweifungen der Art, die sie ohne alle Scham in der Folge sogar misbrauchte, — keinesweges fähig. Seine Brust war schon vorher schwach, und die Aerzte vermutheten einen wirklichen Lungenfehler. Diese Anlagen arteten nun schon nach einem halben Jahre in wirkliches Uebel aus; und er starb an den Folgen derselben, denen er vielleicht noch mehrere Jahre hätte ausweichen können, wenn er nicht durch Nothwendigkeit gedrungen, die Bekanntschaft mit diesem Hause hätte machen müssen. — Ach Madam! sagte er noch sterbend zu seiner Gebieterin, Sie haben viel zu verantworten, Gott mag es Ihnen vergeben. — Er liegt auf dem Johannis Kirchhofe in L** neben seinem frommen Lehrer G** begraben, warum er so sehnlich gebeten hatte. — Sanfte Ruhe seinen Gebeinen! —

VI.

Es giebt in der That eben so oft Neigungen zu verschiedenen Lastern und so gar auch zu Unglüksfällen, die eine oder die andre Familie betreffen, als es Neigungen zu diesen und jenen Krankheiten in gewissen Familien giebt. — Mögen Aerzte und Seelenforscher uns dieses erklären, denn die Erfahrung ist eben so selten nicht. — Ich habe unter mehreren andern besonders fünf Brüder gekannt, wovon meines Wissens nur noch einer am Leben ist, — davon der älteste Bruder, der ein Arzt ist, sich erhieng; der zweite, ein Priester, sich die Kehle abschnitt. — Beide sollen, sagte man mir, vorher eine Zeit lang melancholisch gewesen seyn. — Ein dritter Bruder hatte das Unglük, nach einer Aufwärterin, wegen einer ihm versagten Begünstigung, mit dem Messer zu werfen, und der

der Wurf war so unglüklich, daß das Messer durch die Brust ins Herz drang, und das arme Mädchen bald darauf starb. — Viele Umstände vereinigten sich und überzeugten die Richter, daß das Messer nicht geworfen, sondern mit Vorsaz in die Brust gestochen sey. — Nach einer vorhergegangnen Tortur, die ihn, aber ohne Erfolg, zum Bekenntniß bringen sollte, — bekam er endlich den Staubbesen, und wurde hierauf auf einige Jahre in ein öffentliches Arbeitshaus verwiesen. — Er soll vor kurzer Zeit in Amsterdam als ein begüterter Mann gestorben seyn, — denn man ließ ihn schon nach einem Jahre aus gedachtem Gefängniß, worauf er sogleich mit dem ersten Schiffe nach Holland abreiste. — Der jüngste Bruder unter diesen vieren entleibte sich auf einer Reise durch Curland, in einem Gasthofe auf dem geheimen

Ge-

Gemach, nachdem er seinen Posten als Schullehrer in R** freiwillig aufgegeben hatte, und im Begriff war, nach Deutschland zu reisen.

VII.

Ein junger Geistlicher — kaum zwanzig Jahr alt — wenn ich nicht irre, aus der Schweiz gebürtig, wurde zum Prediger bei der französischen Gemeinde nach D** berufen. Er machte seine Reise dahin über Berlin, — und glaubte oder wünschte wenigstens noch einmal recht vergnügt zu leben und Vergnügungen solcher Art zu geniessen, die ihm sein künftiges Amt nicht gut erlaubte. Und so durchlebte er denn wirklich einige Wochen nach seinem besten Wunsch und Willen. — Er kam nach D**, trat sein Amt mit vie-

lem Beifall an, und wurde von seiner Gemeinde allgemein geschäzt und geliebt. Allein schon bald nach seiner Ankunft bemerkte er die unangenehmen Folgen seiner genossenen berlinischen Freuden. Demungeachtet konnte — und durfte er auch wol fast keinem seine Leiden eröfnen; — denn nach einer schon oft gemachten Bemerkung schwazen auch sogar die Aerzte öfters aus der Schule. Er nahm also seine Zuflucht zu einem medizinischen Handbuch, schrieb Rezepte aus, und trug sie selbst des Nachts verkleidet in die Apotheke. — Doch theils die üble Auswahl der Arzneimittel, theils die fast unmöglich zu beobachtende Diät, da er täglich in Gesellschaften sein mußte, vermehrten seine Uebel dergestalt, daß er einst in der Mitternacht an einen seiner Bekannten schrieb: Eilen Sie um Gotteswillen gleich zu mir, und bringen Sie einen

Arzt mit sich. — Ich sterbe! — Sein Freund kam auch sogleich mit einem Arzte zu ihm, und entdekte nunmehr sowol seinen Zustand als die Veranlassung dazu. — Es war aber bereits der Brand gewisser äussern Theile zu den innern übergegangen, so daß er aller angewandten Mühe des Arztes ungeachtet, nach vier und zwanzig Stunden seinen Geist aufgab.

Wieder ein Beweis der affektirten und zur unrechten Zeit angebrachten Schamhaftigkeit! — Wieder eine schädliche Folge der von vielen so hoch gepriesenen medizinischen Popularschriften.

VIII.

Durch sonderbare Ereignisse, — die ich wenigstens an diesem Orte nicht weitläuftig erzählen mag — ist folgende

Skizze der Biographie eines würdigen Mannes auf meiner Reise durch St** nebst andern merkwürdigen Papieren, in meine Hände gekommen. — So romanhaft, eigen, selbst hier und da weitschweifig und überflüssig auch einigen meiner Leser der Eingang bis zum fünften Kapitel scheinen dürfte, so wichtig und für das Ganze nothwendig, und sogar lehrreich für den Menschenforscher ist der kleinste hier bemerkte Umstand; — welches auch meine einst folgenden Råsonnements über diese Darstellungen menschlicher Karaktere, bewiesen werden. — Aber, wie gesagt, es ist dies nur eine Skizze des Ganzen, — vielleicht gefällt das mit lebhaftern Farben vollendete Gemålde einst besser.

Empfång-

Empfängniß, Geburt, Taufe, Leben, Tod und Begräbniß des Welt unbekannten Doktor Israel Fahrenhorst.

Erstes Kapitel.

Fahrenhorst ist empfangen.

Es war an einem schönen heitern Morgen, da die Sonne eben aus dem Meer hervorgieng, und mit ihren nassen Ueberbleibseln Feld und Wald bethauete, als Jonas Jeremias Fahrenhorst mit seiner geliebten Ehehälfte Rebekka, vor seiner Hausthüre unter der Linde saß, seinen Kaffee aus einem Kochtopfe trank, und sein Pfeifchen Tabak der aufgehenden Sonne

ne entgegen dampfte. Feld und Wald standen in ihrer ersten herrlichen Blüthe wieder da, und lachten unserm in seinem Geist innigst vergnügten Amtmann heute doppelt entgegen, da er ausser dem, daß der Frühling sich heute in seinem Feierkleide zeigte, ohnlängst erst von einem langwierigen Krankenlager völlig genesen war, und

— — — — — — — —

— — — Seine Pfeife war noch nicht aus, so wurde seiner Frau — wie sie sagte, — von dem Tabaksdampfe — so mächtiglich übel, daß sie sich aus Schamhaftigkeit hinweg begeben wollte, um sich ihres Uebels zu entledigen. Heda! Rebekka, rief der Amtmann, wo denn nun hin?

R. Mir ist übel.

A. Hahahaha! hab ichs doch gedacht.

R. Was hast du denn gedacht?

A. (droht ihr mit dem Finger) Rebekka! Rebekka!

R. (Schamroth) Als wenn von dem Tabaksrauchen einem nicht übel werden könnte? —

A. (schob sich seine Mützze auf das linke Ohr) Nun ja! vom Tabaksrauchen. Aber, Scherz bei Seite — wir sind ja unter uns — Hör! das wird dir ein schnurriger Junge werden.

R. Ffui doch.

A. Ja, hol mich Habakuksengel, schnurrig wird er werden, denn ich hab dir an solche wunderschnurrige Sachen in den vorigen Abenden gedacht, als ich in meinem Leben nicht gedacht habe. Und die Herren Doktores sagen, daß das viel Einfluß auf den künftigen Jungen haben soll.

R. Doktores hin Doktores her!

A. Ne Frau, die Doktores schimpf mir nicht, sie haben mir mehr als einmal

das

das Leben gerettet, und deswegen hab' ich schon voraus bestimmt, daß der Junge ein Doktor werden soll.

R. Schon im voraus? (die Amtmännin lachte, und der Amtmann lachte mit)

So sonderbar dieses auch der Frau Amtmannin vorkam, so kam dieses doch blos daher, daß sie auf dem Dorfe, wo sie geboren und erzogen worden, wenig von der großen Welt wußte. — Denn unter hunderten giebts selten einen, der nicht schon im Mutterleibe zu diesem oder jenem Geschäfte bestimmt wird. — Aber freilich ist es für die Menschheit gut, daß diese Bestimmung von Zeit und Umständen sehr oft geändert wird, und auch oft der Sohn bei zunehmenden Jahren eine andere Laufbahn erwählt; denn gewöhnlich entschädigt die Natur, Stand und Geburt durch Fassungs- und Urtheilskraft. — Weise Austheilung der Natur! — Wer

alles

alles hätte, würde zu glüklich, wem alles fehlte, zu unglüklich seyn! —

Eben trieb der Hirt die Heerde des Dorfs nach der neu begrünten Weide, und unterbrach dies für die Frau Amtmannin so küzliche Gespräch, das sich auch wol ohne dies eben so natürlich, wie manches Drama oder Familiengemälde würde geendigt haben. — Denn den Amtmann erinnerte die Heerde, die nach der Weide gieng, vermöge seiner langen Erfahrung, daß es auch für ihn Zeit sein möchte, zur Arbeit zu gehen, und er gieng also in seine Richterstube, um die streitigen Partheien entweder zu versöhnen oder noch mehr zu entzweien; die Frau Amtmannin dankte dem Himmel für die endlich erlangte Gesundheit ihres Mannes, wusch die Tassen aus, und gieng in die Küche.

Zwei=

Zweites Kapitel.

Fahrenhorst wird geboren.

Unter freudenvoller Erwartung des Amtmanns, und unter öftern Koliken der Frau Amtmannin, waren endlich die neun Monate verflossen, in welchen der Werkstäte der Natur die Grenzen des künftigen Erdbewohners bis auf weitere Entwiklung bestimmt wurden; — und es kam der längst erwartete Tag.

Die Hebamme des Dorfs war schon seit mehr als vier Wochen Tag und Nacht bei der Frau Amtmannin zugegen gewesen, und der Pfarrer und Küster nicht minder voller Erwartung, als die Hebamme, zwar nicht der Geburt wegen, — denn es konnte ihnen im Grunde gleich viel gelten, ob die Nachkommenschaft ihres Amtmanns wie Sand am Meer und wie die Sterne am Himmel würde, oder nicht; —

nicht; — sondern weil sie gewiß wußten, daß bei der Taufe des kleinen Amtmanns ihre Taschen es eben so gut dabei haben dürften, als ihre Gaumen und Mägen.

Ah! Ah! — Beh! Beh! — meldete endlich die Erscheinung des jungen Fahrenhorst auf dem Schauplaze seines künftigen Seyns an. — Gott sei Dank! rief die Amtmännin. — Der Amtmann lief voller Freuden herbei, und sahe sein Ebenbild in miniatur, das, wie die Hebamme (die in Fällen dieser Art, wie alle ihres Gleichen, ganz herrlich Aehnlichkeiten beurtheilen konnte) versicherte, dem Herrn Amtmann so ähnlich war, als ein Tropfen Wasser dem andern. — In der That war nun die Aehnlichkeit zwischen Vater und Sohn so klein, daß nur Hebammen und Kinderwärteraugen eine Wassertropfenähnlichkeit sehen konnten. Denn

so

so wenig der Herr Papa seinem Gesichte nach versprach, so viel versprach der neugeborne Junge. Seine Stirne war gewölbt, seine Augen groß, und wenn man ein Bleiloth hätte herunter fallen lassen, so hätte dies ganz gewiß sein Kinn getroffen. Der Herr Papa hingegen hatte eine eingedrükte Ochsenstirne, kleine Augen, und der Nasenperpendikel würde eher seinen großen Zehen, als sein Kinn haben berühren können. — Dafür aber hatte auch die Natur unsern jungen Helden zu weit mehr, als zum Amtmann eines Dorfes bestimmt.

Jakob, liebes Jakobchen! rief der Amtmann, und nahm ihn auf seine Arme, — denn der Name Jakob war seiner Zunge von alten Zeiten her sehr gewohnt.

Nein! rief die Hebamme, die in der Bibel wol erfahren war, — nein Herr Amtmann, so können Sie ihn unmöglich

nennen:

nennen: Benjamin muß er heissen, denn seine Frau Mutter hat viel mit ihm ausgestanden, und Benjamin oder Benoni heißt ein Sohn des Schmerzes. — Nichts, erwiederte der Amtmann, ich habe ihn einmal Jakob genannt, und dabei muß es bleiben. — Aber ich habe wirklich viel mit ihm ausgestanden, sagte die Amtmännin, der Name Benjamin wäre also viel passender. — Der Amtmann wurde warm; alles in der Welt, sagte er, nur nicht Benjamin, denn es ist noch eine große Frage, ob Benjamin ein ächtes Kind gewesen ist, denn Jakob hatte viele Weiber, Israel aber nur eine Frau, und Jakob war gewiß ein ächtes Kind.

Mitten unter diesen Gesprächen war der Nachbar des Amtmanns, der Pfarrer des Dorfs, dem die Nachricht von der Niederkunft der Frau Amtmännin sogleich zu Ohren gekommen war, — hereingetreten,

um dem Herrn Amtmann zur vermehrten Familie Glük zu wünschen. — Man übertrug es ihm also, den Zwist zu entscheiden — und da dieser gern der Amtmännin, und auch dem Amtmann zu Gefallen leben wollte, so sagte er: da der Herr Amtmann seinen Sohn Jakob genannt hat, als er ihn zum erstenmal sah, so gilt das freilich viel — da aber die Frau Amtmännin ihn Benjamin oder Benoni, — wegen der ausgestandenen Schmerzen nennen will, — so gilt dies freilich auch viel. — Nun aber lehrt uns die Bibel, daß Jakob, als er mit dem Engel rang, auch dem Engel Schmerzen verursacht habe, und daß es daher heißt: Du sollst nicht mehr Jakob heissen, — sondern Israel soll dein Name seyn!

Bravo! — rief der Amtmann, — da sind wir ja eins; — Israel — Israel muß er heissen, so wird keiner

belei-

beleidigt. Sogleich wurden einige Flaschen Wein gebracht, die auf die Gesundheit des neugebornen Israel ausgeleert wurden, und der Pfarrer — der sich selbst darüber wunderte, wie er eine so zweideutige Sache hätte eindeutig machen können, that dem Wein alle mögliche Ehre an.

Ah! — Ah! — Beh! — Beh! — Beh! — Was ist das? rief der Pfarrer, in dessen Kopf durch den Wein die Sonne zwischen den trüben Gelehrsamkeitswolken, etwas durchzubrechen schien; — hab ich doch daran niemals gedacht! — Woran? sagte der Amtmann, — ja, Herr Pfarrer, nicht wahr ein herrliches Glas Wein! — Seit ich Amtmann bin, — und das ist izt schon zehn Jahre — liegt er auf dem Keller, und damals war er schon nicht einer von den jüngsten.

Nicht doch, erwiederte der Pfarrer, ich rede nicht vom Wein, der freilich auch sein Gutes hat.

(Der kleine Junge schrie wieder.)

Hören Sie nicht, Herr Amtmann? — Was denn? — erwiederte dieser, — daß der Junge schreit? — Das thun ja alle Kinder! —

Nichts weiter? — sagte der Pfarrer, — Hm! Sehen Sie, was mir da einfällt: — Ich hab immer gedacht, woher mags doch wol kommen, daß alle Alphabete mit A B anfangen. Warum nicht mit X, oder mit U? — Aber nun ists mir leicht erklärbar. A ist der erste, und B der zweite Laut, den jeder Mensch, ohne in die Schule gegangen zu seyn, hervor bringt.

Um solche Kleinigkeiten bekümmere ich mich nicht — erwiederte der Amtmann, — und machte es hierin gerade so, — wie die

die meisten Kraftmänner, die keinen Versuch und keine Erfahrung für gut und schön halten, wenn dazu nicht künstliche Werkzeuge erfordert werden, die deshalb besonders gut sind, weil ein ganzes Buch zur Beschreibung des Werkzeugs erfordert wird. — Und das sieht denn freilich auch weit gelehrter aus.

Drittes Kapitel.

Ueber den Körperbau des J. Fahrenhorst.

Es ist ein einzelnes Blatt des Manuscripts, auf welchem sich die Anzeige des Monatstages der Erzeugung und Geburt des J. Fahrenhorst befand, — verloren gegangen. — Indessen würde Manilius aus der Folge seiner Geschichte leicht bestimmen, daß er im Zeichen der Jungfrauen gezeugt seyn müsse. Ein astro-

logischer Apotheker würde ihn im Zeichen der Waage, oder des Krebses; und ein astrologischer Arzt im Zeichen der Zwillinge gezeugt seyn lassen; — denn der Herr Papa hatte sein Möglichstes nebst der Frau Mama gethan, um ihrem Israel so viel Fleisch und Bein mitzutheilen, als bisweilen Zwillinge nicht zu haben pflegen.

Mag es immer wahr seyn, daß Dummköpfe sich bis in die vierte Generazion fortpflanzen, — wie Herr von Haller sagt; — so kann man annehmen, daß unser Fahrenhorst, — der, wie die Folge zeigen wird, kein Dummkopf war, — von der fünften Generation gewesen sey, — und so ist der Streit, der deshalb entstehen könnte, beigelegt.

Wenn es nun einmal ausgemacht ist, daß die Eindrücke von aussen durch die Nerven und Fasern physisch dem Gehirne mitgetheilt werden, so werden wir uns leicht

erklären können, wie unser Fahrenhorst nachher so ganz anders denken konnte, als seine Zeitgenossen dachten.

Wenn eine Kugel gegen eine Wand horizontal geschossen wird, so wird sie, nachdem die Wand dik — aus Tannen oder Eichen oder Fichtenholz oder Baksteinen — oder Quadersteinen gemacht worden ist, — auch ganz verschiedene Löcher in dieselben machen. Wenn die Wand gegen den Horizont geneigt ist, wird sie sie streifen, und eine im Bogen abgeschoßne Kugel wieder ganz andere Eindrücke auf diese Wände machen können. —

Nun war freilich der Körper unseres Helden sehr wohl gebildet, allein er hatte einen etwas langen Kopf, — sehr lange Finger, große Augen und Ohren; daher mußten die Eindrücke von aussen andere Wirkungen bei ihm hervorbringen, als sie es bei einer entgegengesezten Bildung wür-

den gethan haben — und daher kam es auch wol, daß Fahrenhorst über viele Dinge ganz anders dachte, als seine Zeitgenossen. —

So hatte also Fahrenhorst schon einen viel versprechenden Körperbau, der nach dem Zeugniß unserer izigen Physiologen und Physiognomen auch eine vielversprechende Seele ankündigt.

Viertes Kapitel.

Taufe des Israel Fahrenhorst.

Die Frau Amtmännin war endlich so weit gediehen, daß sie selbst ihr Knäblein nach Landessitte taufen lassen konnte. — Ein Tauftag beim Herrn Amtmann mußte allerdings ein Festtag fürs ganze Dorf, und besonders für den Pfarrer und Küster werden. — Die schönsten Kapaunen und Kälber, und alle

besten

besten Gewächse dieser Jahreszeit mußten daran; — und der Weinhändler in einem benachbarten Städtchen schwor bei Stein und Bein, daß er in der ganzen Zeit seiner funfzehnjährigen Praxis noch nie so viel auf einmal abgesezt habe, als eben an diesem Tage. — Wie nun aber sehr oft bei einem Kinde, das eine große Rolle in der Welt spielen soll, schon gewisse besondere Zufälle die Menschen aufmerksam auf dieses Kind machen, — so mochte es auch zwol hier geschehen seyn.

Man weiß, daß noch vor kurzer Zeit der Exorzismus immer als eines der wichtigsten Stücke bei der Taufhandlung angesehen wurde, — so daß auch noch damals der Pfarrer den etwanigen Teufel aus dem Kinde heraustreiben wollte. — Um dieses aber zu bewerkstelligen, schrie er mit so mächtiger

Stimme, und mehr als er es die ganze Handlung hindurch gethan hatte: Ich beschwöre dich unsauberer Geist, daß du ausfähreſt! — Mag nun etwa der heftige Schrei auf die Zasern des Kindes einen so heftigen Eindruk gemacht haben, daß dadurch der wurmförmige Gang der Gedärme vermehrt wurde? — oder sollte vielleicht auch gerade in diesem Augenblik das geschehen, was geschah? — Kurz es geschah, was in dergleichen Fällen nicht oft zu geschehen pflegt; — der unleidige Geist fuhr durch eine natürliche Oeffnung des Unterleibes mit einem Getöse heraus; — welche van Helmont Flatum stercoreum, — und die modernen Luftweisen brennbare Luft würden genannt haben, — und machte dadurch eine sehr unangenehme Atmosphäre. — Dieser Vorfall sezte nun die ganze Gesellschaft in Verwirrung, und

der Amtmann selbst konnte sich, troz seiner Andacht, nicht des Lachens erwehren; der Pfarrer aber schwor nach vollbrachter Taufe, daß er nie den Teufel mehr austreiben wolle; weil er seine Nasennerven durch einen so unsaubern Geist nie wieder inkommodieren möchte.

Fünftes Kapitel.

Der junge Fahrenhorst fängt an sich zu bilden, und geht auf die Universität.

Ich übergehe die ersten Jugendjahre unseres Helden, in welchen sich nichts Merkwürdiges zutrug. — Sein Vater hatte ihn schon, wie wir wissen, im Mutterleibe zum Doktor bestimmt, und er mußte daher alles lernen, was er in seinem Dorfe nur lernen konnte. — Der Pfarrer, der ausserdem, daß er gern einmal trank, und

am liebsten Strafpredigten hielt, die seine Bauern nicht verstanden, — dennoch ein gelehrter Mann war, unterließ nicht, ihn alles zu lehren, was er seiner Meinung nach, dereinst gebrauchen würde. — Er gab ihm in alten Sprachen, in der Geschichte, Geographie und Philosophie Unterricht. — Alles gieng gut, — nur konnte ers in den Sprachen nicht weit bringen. Herzlich sauer wurde es ihm, die Deklinationen und Konjugationen zu begreifen, — und mit großer Mühe faßte er endlich doch so viel, daß er das, was er im Lateinischen hier und da fand, so ziemlich verstehen konnte. — Oft ermahnte ihn freilich der Pfarrer, die lateinische Sprache zu studieren, weil er ohne dieselbe es nie weit in den Wissenschaften bringen würde; oft versuchte es Israel auch, einige Fortschritte zu machen; — aber da half keine Mühe, weder von seiner, noch von seines

Lehrers

Lehrers Seite. So sehr dies auch den Pfarrer sowol als den Vater schmerzte, so wünschte jener doch insgeheim seinem Zögling Glük, weil er bei aufmerksamer Beobachtung der Menschen gefunden hatte, daß man Sprachen einem jeden Dummkopf — wie einen Papagei — lehren könne, — Wissenschaften aber nur für denkende Köpfe wären; — zumal da Israel zwar sehr schwer die Sprachen, hingegen mit einer erstaunenden Leichtigkeit alles übrige faßte, so daß schon in seinem funfzehnten Jahr, die — wenigstens für ihn brauchbare — Weisheit des Pfarrers ein Ende hatte und also sein Vater genöthigt war, ihn nach der Stadt ins Gymnasium zu schiken, wo man ihn des wenigen Lateins wegen ungern annahm.

Izt war Israel einigermassen sein eigener Herr geworden, und betrug sich ungemein

mein gut dabei. — Nichts wünschte er aber so sehr, als bald wieder das Gymnasium zu verlassen, wo er in Wissenschaften mehr vergaß als zulernte. Wiederholentlich schrieb er an seinen Vater, ihn so bald als möglich auf die Universität zu schicken. — Allein der einzige Umstand, daß er zu wenig Latein konnte — welches aber die Hauptsache in diesem Gymnasium war, und fast die ganze Wissenschaft ausmachte, welche die Zöglinge mit sich auf die Universität nahmen — hielt ihn noch vier Monate zurük, und er war so glüklich, es in dieser kurzen Zeit weiter zu bringen, als viele seiner Kommilitonen oft nicht in so vielen Jahren. — Nun giengs auch spornstreichs auf die Universität, wo nunmehr die Hauptepoche seines Lebens anfängt.

Sechstes Kapitel.

Fahrenhorst besucht die Vorlesungen.

Als Fahrenhorst erst einmal die Vorlesungen besucht hatte, und daselbst Nahrung für seinen Geist fand, so dachte er gar nicht mehr an die Possen, die er, als er vom Gymnasio auf die Universität gieng, daselbst zu finden hoffte, und durchaus finden wollte. — Seine ganze Seele war nun voll der herrlichsten Aussichten, wie aufgeklärt er seyn — was für Ehre er haben — und wie nützlich er seinen Mitbürgern werden würde. — Seine Wißbegierde war überhaupt ohne Grenzen. Gleich fleissig besuchte er die Vorlesungen derer, die theils selbst dachten, theils andern blos nachbeteten. Selbst da, wo andere mit Ueberdruß und Langerweile sich quälten, und also nicht hingiengen, — suchte er oft unter einem Haufen

sen von verworrenem Zeuge, ein Körnchen Nahrung für seinen Geist zu finden, — und er fand es nicht selten da, wo er es nicht suchte.

Die Vorlesungen, die er auf Anrathen eines fürtreflichen Arztes dieser Stadt, der aber nicht las, zuerst besuchte, waren diese: Logik, Physik, Mathematik — und ganz besonders hatten die leztern so viel anziehendes für ihn, daß er schon halb entschlossen war, sich gänzlich diesen Wissenschaften zu widmen. So bald er aber nur bedachte, daß er kein großes Vermögen zu hoffen habe, und sich ganz allein durch Fleiß und Arbeit sein Brod werde erwerben müssen, so fieng er nach und nach auch an, die medizinischen Lehrstühle zu besuchen. Gewohnt an die strengen Beweise der Mathematik, suchte er auch in allen übrigen Wissenschaften nach Beweisen, die er bald

fand,

fand, bald vergebens hoffte, — ungeachtet sie immer in den Vorlesungen in Zukunft versprochen wurden. Sein Verstand war durch sie gebildet worden, und er konnte also nicht blos Zuhörer, sondern auch oft schon Beurtheiler seyn. —

Anatomie und Physiologie lehrte auf dieser hohen Schule ein Mann, der nichts sehen wollte, als was er wirklich sah; der mit der Achtung, die nur großen Seelen eigen ist, von Leuvenhök — Schwammerdam — Haller — und mehreren andern redete, ihren Fleiß rühmte, ihre unermüdete Thätigkeit bewunderte — aber ihnen nie nachbetete, sondern immer auch selbst dann, wenn er selbst aus bekannten Wahrheiten etwas bisher noch unbekanntes folgerte, jede Vorlesung mit den Worten schloß: die Erfahrung beweist es nicht ganz, — vielleicht sind sie, meine Herren, so glüklich, durch

eigne Bemühungen mehr darüber zu entdecken. — Doch machen Sie nie Erfahrungen, um nur schlechterdings beweisen zu wollen. Denn wenn man etwas beweisen will, so sieht man oft da Beweise, wo keine sind; — so wie derjenige, der Gespenster glaubt, das heißt, sehen will, — überall Gespenster sieht.

Die Kenntniß der Heilmittel lehrte ein gewisser Doktor von Himmelshausen, der vorher Landjunker gewesen war, und durch eignen Fleiß viele Pflanzen kennen gelernt, und auf den benachbarten Dörfern aus Mangel eines Arztes viele damit kurirt hatte, sich hierauf einfallen ließ, einige Vorlesungen zu besuchen — eine Dissertation de Aquae simplicis, Hordei et Avenae virtutibus specificis in Medicina — zu schreiben, und für Geld und gute Worte Doktor und Professor zu werden. Doch er bedurfte nicht

dieser Titel, um künftig sein Brod zu erwerben, sondern er wollte bei seinem Reichthum auch geehrt seyn, und dazu wußte er — wenigstens an dem Orte — keinen schiklichern Weg, als diesen.

Barbarische Namen, — sagte er oft in seinen Vorlesungen; — Crypto, — Esti, — Mono, — man sollte Wunder denken was dahinter wäre! — Aber leider! — lauter gelehrte Windbeuteleien! — Da giebts Herren wie mein Herr Kollege P**, die nur mit stolzen Wörtern prangen. — Da giebts Herren, die immer in ihren Formeln Zeichen machen, als ob sie den Teufel — Gott sei bei uns! damit beschwören wollten. — Aber lauter Alfanzerei! — Da giebts Herren die ellenlange Rezepte schreiben, die Compositionen machen, daß man Wunderkuren davon erwarten sollte; — die zu einem Brechmittel sechs und mehrere Sachen mit einander

verbinden. — Ich gebe lauwarmes Wasser. — Da giebt es solche gottesvergeßne Doktoren, — o ich mag sie nicht nennen; — die das $\frac{\alpha}{\omega}$ in ein paar Striche verwandelt haben! — O ihr Kleingeister! Habt ihrs schon ausgeschwizt, was im Donat steht: Omne Initium cum Deo faciendum? — da giebt es solche — ich möchte wol — Narren sagen, — die dem Kranken die Arzenei — durch wohlriechende Sächelchen, schöne Farbe u. d. g. so leicht zum Einnehmen machen, als ob man eine Bratwurst esse. — O ihr Verhudler der Natur! — „Die Aloe bringt bitteres Weh, macht gleichwol rothe Wangen" — wird Ihnen bekannt seyn, meine Herren.

So giengs beständig. — Und dennoch schöpfte unser junge Mann aus den Vorlesungen dieses durch Gottes Gnade, wohlverdienten Professors, sehr viel Gutes. —

tes. — Er lernte, daß man bei der sogenannten Hülfe der Natur zu viel künstle, — oft seine Unwissenheit hinter hochgelehrte Windbeutelei zu verbergen suche, und oft die Natur, die sich nicht meistern läßt, meistern wolle. — Hätte er auch nichts mehr hier gelernt, so wäre schon seine Mühe nicht vergebens gewesen; — aber er lernte auch überdies noch recht sehr viel Gutes, weil Herr Doktor und Professor von Himmelshausen alle Heilmittel und ihre Wirkungen, wie sie damals nach den Beobachtungen anderer bekannt waren, hererzählte; — nur daß er freilich alles, was nicht Wasser, oder Gerste, oder Haber war, laut verachtete, und aus scheinbaren Gründen vollständigst verwarf, — wodurch er aber ohne sein Wissen das, was er eigentlich nicht erklären wollte, desto vollständiger erklärte.

Die Chirurgie hörte unser Fahrenhorst bei einem sehr gelehrten Professor, der alle Operationen — im Kopfe hatte; — selbst aber keine einzige unternehmen konnte. Mit diesem theoretischen Unterrichte verband er die praktische Anweisung des Stadtwundarztes — eines eines sehr geschikten Mannes — der auch der gelehrten Welt aus mehreren Schriften rühmlichst bekannt ist.

Die Pathologie und Therapie trug ein Mann vor, der mit Gelehrsamkeit und Erfahrung die Bescheidenheit verband, nicht seine Grundsäze laut zu sagen, weil er sich sonst nur dem Hasse und Verfolgungsgeiste seiner Kollegen würde ausgesezt, — und vielen armen Empirikern ihren nothdürftigsten Unterhalt entzogen haben. — — Seine Vorlesungen enthielten eine wahre Geschichte der Pathologie und Therapie. — Er erzählte nur seine eigenen

eigenen und andrer Meinungen, Beobachtungen, überließ die Beurtheilung seinen Zuhörern selbst — und forderte sie sogar durch eine genaue Anweisung zur sorgfältigsten Selbstprüfung mehrmals auf: — „Glauben Sie nicht, meine Herren — sagte er oft — daß die Anzahl der Uebel so groß ist, oder daß es so vieler Umstände und Mittel bedarf, sie zu heilen. — Wer in der Anatomie und Physiologie guten Grund gelegt hat, der wird sich zu seinem künftigen praktischen Behufe eine sehr einfache Pathologie entwerfen, — und wer damit nur noch eine gehörige Kenntniß der praktischen Heilmittellehre verbindet, gewiß am besten der Natur zu Hülfe kommen, und folglich am leichtesten und sichersten Krankheiten heilen können. — Der Weltlauf erfordert es aber, die einfachen Heilungsarten geheim zu halten, um theils unser Ansehen nicht zu mindern,

 theils

theils auch, um unser tägliches Brod zu haben. — Es giebt — sagte er bei einer andern Gelegenheit — sehr viele Systeme und Sekten in der Heilkunst. Ein weiser Mann ist aber sich selbst genug, er bedarf keiner Sekte, um in der Welt nüzlich, unter den Gelehrten berühmt und nach seinem Tode unsterblich zu werden.“

Siebentes Kapitel.

Ein ganz modernes Kollegium.

Unser Fahrenhorst wollte schon Doktor werden, — allein die treuherzigen Erinnerungen, die Bescheidenheit und Ehrlichkeit jenes Lehrers machten, daß er ohne weiter darüber zu grübeln, einstweilen den Grundsäzen dieses Mannes blindlings folgte, und sich vornahm, noch ein Jahr mit allem Fleiß blos Anatomie und Physiologie

gie zu studieren, — besonders da der Professor dieser Wissenschaften ein Freund und vormaliger Schüler jenes guten Mannes war. — Er hatte aber — wie er oft zu erzählen pflegte — durch diesen einjährigen Unterricht sehr viel gevortheilt.

Doch es ereignete sich in diesem Jahre noch etwas ganz seltsames: Ein aufgeklärter Theolog — der ex officio die Exegetik und Dogmatik öffentlich lehrte, wagte es theils zu seiner Erholung, theils auch, um noch nüzlicher zu werden — Vorlesungen für künftige Aerzte anzukündigen. — Diese sollten Regeln der Klugheit enthalten, wie man in diesem Stande nebst dem Wohlgefallen des Allvaters sich auch Wohlgefallen bei Menschen erwerben könne. — Weil es etwas Neues war, so fanden sich sogleich Zuhörer genug, und weil kein anderer Professor dadurch weder an Ansehn noch an Einkunf-

ten verlor, so mußte auch sogar der böse Neid schweigen. — Unser Fahrenhorst besuchte ebenfalls diese Vorlesungen, und er hat es oft gegen seine Freunde gerühmt, daß sie ihn zum braven Mann und klugen Arzte gemacht hätten. Denn ein gelehrter und kluger Arzt war bei ihm zweierlei. — Einige Bruchstücke aus diesen Vorlesungen sind folgende:

„Es ist nicht genug für den Arzt — sagte er — daß er den Menschen im todten, kranken und gesunden Zustande kenne, — das heißt: daß er Anatomie, Physiologie und Pathologie gelernt habe, — er muß den Menschen auch nach seinen verschiedenen Verhältnissen kennen lernen. — Es wird gar nichts zu bedeuten haben, in einer oder der andern Krankheit, einem Arzte oder Naturkundigen die ganze Gefahr vorzustellen, die seinem Leben droht, — aber bei einer Dame

würde

würde dies unklug gehandelt seyn. — Es hat gar nichts zu bedeuten bei einer Operation dem Erwachsenen zu sagen, was man manchen will, aber oft ist es besser, es ihm nicht zu sagen, und einem Kinde niemals. Es soll gewiß wenig Eindruk auf mich machen, wenn einer meiner Kollegen in den lezten Stunden meines Lebens zu mir kommen und verschiedene Andachtsübungen mit mir vornehmen wird; — aber lassen Sie ja nicht immer sogleich einen Prediger kommen, meine Herren, wenns mit ihrem Patienten schlecht wird. — In dem Augenblik des Todes sind wir dem Menschen fürchterlich. Zwar ists nicht unsere Schuld, aber unsere Kleidung trägt schon vieles dazu bei; — und überdies bringts noch an vielen Orten die leidige Gewohnheit so mit sich, daß wir die Missethäter bis zu ihrer Richtstätte in dieser Kleidung begleiten müssen, und so fallen denn

dem

dem Kranken oft ähnliche Vorstellungen ein. — Wir sind ihm dann nicht Diener eines Gottes, der die Liebe selbst ist, — sondern fürchterliche Boten des Todes. — Ich gehe nicht anders zum Kranken, als wenn ich sicher weiß, daß er mich selbst hat rufen lassen, und dann gehe ich in einem lichten Kleide zu ihm. Die Kleidung macht ja nichts aus, und hier scheints mir eben am rechten Orte zu seyn, sie zu ändern."

Ferner: „Sie werden täglich mit dem menschlichen Elend umgehen; hüten Sie sich, daß es Sie nicht fühllos macht. — Alles, was wir gewohnt sind, kömmt uns klein vor, wenn wirs gleich vorher groß sahen, gar nicht erheblich, wenn wir gleich sonst davor zurükschrekten."

„Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth, — aber werden Sie keine Tagelöhner, die den Genesenen die Rechnung

nung ins Haus schikken. — Mir kömmt sie eben so vor, als eine Schneiderrechnung, nur daß statt der Ausbesserung der H**, oder des Roks u. d. gl. hier steht: so und so viel mal besucht, — warum nicht lieber auch für Ausbesserung des Kopfs, des Magen, der Füsse, u. s. w.? — Es ist freilich schon einmal so eingeführt, — aber bei uns ist es auch das Beichtgeld. — Ich nehme keins — und habe doch mehr als die, welche es recht reichlich nehmen. — Glauben Sie überhaupt nur meine Herren, daß die Erde nicht so verrucht ist, als man sie ausschreit, — daß es mehr dankbare als undankbare Menschen in der Welt giebt — daß Dankbarkeit sich kein Gesez vorschreiben läßt, — und daß endlich ein Undankbarer troz hundert vorgeschriebenen Gesezzen, doch immer undankbar bleiben würde.“

War unser Fahrenhorst durch seinen Fleiß ein gelehrter Mann geworden; so ward er durch diese Vorlesungen noch besonders liebenswürdig. — Sie waren gleichsam die Kleidung, deren die Gelehrsamkeit bedarf, um nicht nackend zu erscheinen. — Denn Naktheit leidet in unsern Tagen der Wohlstand nicht; — darum gefällt auch nur selten nakte Wahrheit.

Er glaubte nunmehr die Zeit lange genug zu seinem Nutzen angewandt zu haben, und izt schuldig zu seyn, sie auch zum Nutzen seiner Mitbürger anzuwenden. — Er schrieb daher eine Dissertation de Fame et Siti, die er mit vieler Mühe vertheidigte, aber noch mehr Mühe gehabt haben würde, wenn es nicht viele für verächtlich gehalten hätten, über so eine gemeine Sache noch ein Wort zu verlieren, — wurde Doktor — und zwar beider Heil-

kunde, —

kunde, — welches damals noch weniger als izt gebräuchlich war, — und zog nunmehr zu seinen noch lebenden Eltern in seine Heimat zurük.

Bis hieher haben wir den sich bildenden Jüngling auf seinem Wege begleitet, — izt wollen wir ihn als Mann und Arzt kennen lernen.

Achtes Kapitel.

Was ist aus dem Burschen geworden?

Wenn Eltern alles Mögliche thun, um ihren Sohn so zu bilden, daß sie dereinst Ehre und Freude von ihm haben mögen, und er dann, troz aller angewandten Mühe nicht geräth, so trauern sie zwar — aber weil Elternliebe nie den Sohn schuldig finden kann, so wird der Mißwachs auf Erzieher, Lehrer, Zeit, Ort, Naturgaben

gaben und dergleichen mehr geschoben; — geräth aber der junge Bursche, so vergißt man Erzieher, Lehrer, Zeit, Ort und Umstände, und dann ist der Jüngling ganz allein Ursache, daß er gerathen ist. — Wie vielmehr muß nun der gebildete Jüngling gewinnen, wie viel mehr müssen sich seine Eltern über ihn freuen, und wie viel mehr Ehre erwartet ihn dann von seinen Bekannten und Freunden.

Der gnädige Herr, in dessen Dorfe der alte Fahrenhorst Amtmann war, hatte nie viel auf unsern jungen Mann gehalten. Denn wohlbewandert in den Schwindelschriften vieler Alten, — man nennt sie auch spottweise Philosophen — behauptete er schlechterdings, daß, je kleiner der Körper wäre, desto größer der Verstand sey, je größer aber der Körper wäre, desto schwächer die Wirkung der Seele seyn müsse; weil in einem großen und dabei schweren

ren Körper die Seele nicht gehörig wirken können. — Weil nun aber der junge Fahrenhorst wohlbeknocht und wohlbefleischt war — so hatte der gnädige Herr nie viel von ihm erwartet, und oft zu seinem Vater gesagt: er solle ihn doch lieber unter die Soldaten geben, da könnte er vielleicht noch einmal ein großer Mann werden. — Es war daher ganz natürlich, daß, als Doktor Fahrenhorst von der Universität nach Hause kam, sein Vater sogleich mit ihm zum Pfarrer gieng, um zu erfahren, ob der gnädige Herr und seine alten Philosophen ihr Prognostikon recht gestellt hätten, und ob es unfehlbar wäre. — Der Alte versprach sich schon nicht viel Gutes, — denn unser junge Doktor erzählte wenig, — war so bescheiden und so artig gegen seine Eltern, als ers in der frühern Jugend nie gewesen war, — und zeigte seine Attestate und sein Doktordiplom

Bayerische
Staatsbibliothek
München

nicht eher, als bis sein Vater ihn darum fragte, und beides zu sehen verlangte. — Tausend Sapperlot, sagte der Alte zu seiner Rebekka: Hör Frau, unser gnädiger Herr wird wol Recht haben; der Junge muß nichts verstehen, denn er spricht wenig oder gar nichts, — und siehst du wol, wie er fuchsschwänzt, daß wir ihn nur ernähren sollen. — Ne! — wie ich mein Brod verdienen konnte, da gab ich meinem Vater kein gut Wort mehr. — Er hat da auch ein Tybblohm, wie ers nennt, bei sich. — Ja! vom Tybblohm wirst du nicht satt werden! — Ich will doch einmal den Hecht seinem vorigen Herrn Informator, unserm Pfarrer, zeigen, — der wird auch denken: Lieber Amtmann, hättest du dein Geld lieber in der Tasche behalten! — Und nun giengs zum Pfarrer.

Neun-

Neuntes Kapitel.

Dialog in des Pfarrers Wohnung.

Pf. (den jungen Doktor umarmend) Ei willkommen lieber Israel!

Israel nahm es gar nicht übel, daß ihn der Pfarrer bei seinem Vornamen nannte, — ungeachtet er schon Doktor war, — denn er schämte sich seines Vornamens nicht. Er küßte den Pfarrer und trat zurük.

Amtm. Guten Tag, Ew. Ehrwürden, da bring ich Ihnen meinen Sohn. — Was meinen Sie von ihm? Er ist Doktor.

Pf. Schon promovirt, und mir nichts geschrieben?

Dr. Ich dachte Sie zu überraschen.

Pf. Nun dann viel Glük! viel Glük! Herr Doktor. Wovon haben Sie disputirt?

Dr. (überreicht ihm seine Disputation.)

Pf. (liest) De Fame et Siti? — Hm. Hm. Hm. Nu, nu, da läßt sich wol etwas darüber sagen. Wie sind die Professoren in ***? —

Dr. Gut und schlecht, doch lernen kann man von allen etwas.

Pf. So! So! — Nu ich will doch die Disputation lesen. Es kommen doch wol nicht viel Kunstwörter darin vor?

Dr. Sehr wenig, nur da, wo ich mich gar nicht anders habe ausdrücken können. — Es scheint mir lächerlich, wenn in einer Inauguralschrift eines künftigen Praktikers Dinge vorkommen, die nicht ein jeder versteht. — Ja wenns darauf ankommt, Professor auf irgend einer hohen Schule zu werden, da laß ichs gelten, seine Gelehrsamkeit zu zeigen. — Die Inauguralschrift eines künftigen Praktikers aber halte ich für eine Probeschrift, nach der das Publikum, unter welchem man prakti-

praktizieren will, den neuen Arzt im Allgemeinen beurtheilen soll; — und deshalb glaube ich, wäre es auch besser, sie in der Muttersprache zu schreiben.

Pf. Sehr vernünftig.

Amtm. Ja freilich Ew. Ehrwürden, da habe ich nun so viel an ihn spendirt, und weiß doch nicht, was er nun kann, weil ich kein Latein verstehe. — Und ich sollts doch wol am ersten wissen; denn er ist ja mein Sohn, und was er gelernt hat, kostet ja mein Geld.

Dr. Ich werd es Ihnen übersetzen, lieber Vater, dann können Sies lesen.

Amtm. Nun, nun, die Mühe darfst du dir nicht machen, ich versteh doch nichts davon.

Pf. Sagen Sie das nicht Herr Amtmann: Er hat vom Hunger und Durst disputirt.

Amtm. Ja, da ist mir was darüber zu disputieren! — Wann mich hungert so eß ich, und wann mich durstet, so trink ich.

Dr. (lächelnd) Freilich ganz wahr: Allein wir hungern und dursten oft, ohne zu wissen, daß wir hungern und dursten. Wird der Hunger und Durst nicht gestillt, so erfolgen oft Krankheiten und zuweilen gar der Tod.

Amtm. Das glaub ich wol, daß man todt hungern und todt dursten kann.

Pf. Nein, nein, Sie verstehen den Herrn Sohn nicht, Herr Amtmann.

Amtm. Nu meintwegen, was geht mir der gelehrte Krimskrams an, wenn Sie ihn nur verstehen Ew. Ehrwürden; — denn das weiß ich wol, daß die Gelehrten oft ganze Stunden lang reden können, und unser einer versteht nichts davon.

Pf. Fahren Sie doch fort Herr Doktor.

Dr. Jede Begierde entsteht aus einer Nothdurft. Das Bestreben der Natur, dieser Nothdurft abzuhelfen, ist Begierde. — So ists mit Hunger und Durst. Die Mittel, sie zu befriedigen, weiß jeder; aber nicht immer gleich zwekmässig. — Jede Krankheit ist Bestreben der Natur, einer gewissen Nothdurft abzuhelfen, oder sich von einem Ueberfluß zu entledigen. Die meisten Aerzte wissen nur — meiner wenigen Einsicht nach — im leztern Fall der Natur zu Hülfe zu kommen; den erstern hat man fast ganz vergessen. Und doch sind — (man klopft an die Thüre).

Ein Bedienter: Ich soll den Herrn Amtmann ein Kompliment von der gnädigen Frau machen; sie hat gehört, daß Ihr Herr Sohn als Doktor angekommen

men sey: Unsern gnädigen Herrn hat der Schlag an einer Seite gerührt, und da läßt die gnädige Frau bitten, der Herr Sohn möchte hinkommen.

Amtm. Sieh da! Sohn, da kannst du gleich dein Kunststük machen.

Dr. Recht gerne.

Pf. Gehen Sie mit Gott! (indem er ihm die Hand auf die Stirne legte) des Herrn Gnade sei mit Ihnen! — (zum Bedienten) Mich hat man doch noch nicht verlangt?

Bedienter. Nein, Gottlob noch nicht.

(Der Doktor und Bedienter gehen ab) Schon war der Doktor in den Wagen gestiegen, als ihm der Amtmann noch aus dem Fenster nachschrie: He da, mein Sohn! hast du auch dein Tybblohm und deine Tischputation mit? — Nein lieber Vater, erwiederte der Sohn lächelnd; —

das

das brauche ich alles nicht. — Und eine vollständige Hausapotheke finde ich dort.

Laß ihn nur gleich zur Ader, dem gnädigen Herrn; das hab ich immer gehört, soll gut vor den Schlag seyn. — Gut, gut, sagte der Sohn, und fuhr fort.

Amtm. Nu was meinen Ew. Ehrwürden zu dem Jungen?

Pf. Ihr Sohn, mein lieber Herr Amtmann, hat alle meine Erwartungen übertroffen. — Wir können uns beide freuen; Sie, als Vater, und ich als Lehrer.

Amtm. Wahrhaftig? — Ei, ei, Ew. Ehrwürden, Sie scherzen mit dem Amtmann Fahrenhorst. — Aber freilich, Sie müssens doch wol verstehen, — Sie sind ja darauf studiert. — Mein Seel! wenn ich wüßte, daß der Junge wirklich was gelernt hätte, — nun so ließ ich ihm noch zu den Feiertagen (es war zwei Wo-

chen vor Weihnachten) einen neuen Rok machen; — denn der, den er izt noch trägt, sieht schon etwas kahl aus, — und ich habe gehört, daß man heut zu Tage oft mehr die Menschen nach dem Kleide, — als nach dem Verstande beurtheilt, — und so paßte denn doch eins zum andern.

Pf. Ja, das thun Sie. — Gewiß er verdient alle Ihre Liebe und Unterstützung. O, er wird sich gewiß bald selbst zu helfen wissen. Trauen Sie meinen Worten: — lassen Sie ihn nur den gnädigen Herrn erst kuriren, — da sollen Sie sehen.....

Amtm. Nun ich bin Ihr Diener, Ew. Hochwürden. Ich will doch zu meiner Rebekka gehen, und ihr auch sagen, daß unser Jung — der Dokter — was gelernt hat, — und uns Freude machen

chen wird. — O die wird einmal juch-
zen! Adieu.

Zehntes Kapitel.

Leben des Doktor Fahrenhorst.

Des Pfarrers Voraussage traf auch wirklich ein. Der junge Doktor kurirte nicht nur den gnädigen Herrn in einigen Monaten sehr glüklich, — sondern seine Geschiklichkeit wurde auch bald darauf noch durch andere glükliche Kuren in der ganzen umliegenden Gegend bekannt, und er war schon nach einem Jahre der einzige und von allen angebetete Aeskulap eines ganzen kleinen Ländchens, dessen Hülfe man schriftlich und persönlich suchte; so daß er sich auch dadurch sehr bald ein kleines Vermögen erwarb.

Er machte auch besonders in den ersten Jahren seiner Kunstübung einige sehr angenehme Reisen mit verschiedenen vornehmen Kranken, unter andern zweimal nach Pyrmont. — Sogar begleitete er 1779 im Monat Mai die Gräfin B** bis nach Italien, wo er sich auch mit ihr den folgenden Winter aufhielt. — Allein die Dame starb demungeachtet bald nach ihrer Rükkehr auf ihrem Gute bei *** an einer unheilbaren Lungensucht. — Unser Doktor empfieng nach ihrem Tode durch ihren Gemahl eine ihm von der Verstorbenen lebenslänglich bestimmte jährliche Pension von hundert Dukaten — für seine ihr geleisteten Dienste.

Doch noch einen Umstand muß ich bei dieser Gelegenheit erwähnen, der mir überaus wichtig zu seyn scheint. — Unser Doktor hielt sich unter andern auch drei Wochen mit seiner Gräfin in Rom auf.

Zufällig war ein ihm bekannter Landsmann zweiter Kammerdiener des Pabstes; — und als einst der Pabst an Hämorrhoidalbeschwerden sehr litt, und seine Leibärzte ihm keine Linderung verschaffen konnten, so empfahl jener seinen Landsmann. — Der Pabst ließ unsern Doktor auch sogleich zu sich rufen, empfieng ihn mit vieler Herablassung, — und befand sich auch schon nach einigen Tagen durch seine ärztlichen Räthe und angewandte Heilmittel merklich besser. — Er mußte, so lange er in Rom war, den heiligen Vater auch täglich einige Stunden besuchen, und er unterhielt sich über verschiedene politische und gelehrte Gegenstände sehr gnädig mit ihm. — Als er am Tage seiner Abreise von seiner Heiligkeit mit gebeugtem Knie sich beurlaubte, — so entließ ihn der Statthalter Christi mit seinem beßten apostolischen Seegen, — wobei er

ihm

ihm noch ein goldnes, reich mit Brillanten beseztes Kreuz zum Geschenk überreichte. — Ein kurzer Entwurf der Unterredung unseres Doktors mit dem Pabste, — in lateinischer Sprache, — wurde ihm bei seiner Rükreise — wahrscheinlich durch einen Exjesuiten entwandt. — Er soll aber mehr als einmal versichert haben: daß des R** von Z*** Unterredungen mit Friedrich dem Zweiten — größtentheils nichts anders, als eine wörtliche Uebersezzung seiner eigenen Unterredungen mit dem Pabste wären.

— — — — — — — —

— — — — — — — —

Er lebte die lezten zehn Jahre hindurch — ohnweit einer großen und volkreichen Stadt, wo er sein eignes Haus mit einem sehr geschmakvollen Garten hatte, in dessen Mitte er sich eine mehr einfach schöne, — als prachtvolle Grabkapelle

pelle hatte erbauen lassen, wo auch sein Vater und Mutter bereits ruhten — die ihre lezten Tage bei ihm verlebt hatten.

Eilftes Kapitel.

Tod des Doktors Fahrenhorst.

Seine vielen und weitläuftigen täglichen Geschäfte, — und die wenige Ruhe, die man ihm selbst des Nachts verstattete, zerrütteten seinen sonst sehr festen Körper dennoch ungemein, so daß er sich oft besonders über Schlaflosigkeit und verschiedene andere Uebel des Unterleibes gegen seine Freunde beklagte. — Hierzu kam noch, daß er durch einen seiner Kranken, der an bösartigen Blattern darnieder lag, angesteckt wurde; — denn zu der Einimpfung hatte man ihn weder in der Jugend, und noch weniger in spätern Jahren überreden

reden können, ob er gleich selbst — wenn es ausdrüklich von den Eltern verlangt wurde — sehr vielen Kindern die Pokken eingeimpft hatte. — Er bekam ebenfalls die bösartigsten Blattern, und einige besondere Zufälle erregten schon im Anfange der Krankheit eine allgemeine Besorgniß. — Alles, was nur Doktor und Chirurgus hieß, eilte aus der Nähe und Ferne herbei, um ihn zu retten. — Allein umsonst! — Er nahm freilich alle ihm gereichte Arzneimittel ein, fühlte aber, als ein erfahrner Arzt, zu sehr in seinem Innersten, daß alle Kunsthülfe vergebens und sein Tod unvermeidlich sey. — „Ach Lieber, — sagte er noch am Tage vor seinem Tode zu einem seiner beßten Freunde, und ebenfalls geschiktem Arzt in der vorhin gedachten nahen großen Stadt, — ich danke Ihnen herzlich für alle Ihre Freundschaftsbezeugungen, auch besonders noch für Ihre

Dienste

Dienste und wohlmeinende Beihülfe in meiner lezten Krankheit -- Doch quälen Sie mich nun nicht mehr mit Arzneien. Die Natur -- ich fühle es gar zu deutlich -- hat andere Absichten mit mir, -- sie darin zu hindern, oder auch nur einige Tage und Stunden lang zu unterbrechen, wäre ungerecht, und von einem so treuen Diener derselben -- wie Sie, lieber B** sogar undankbar und unweise gehandelt. -- Ich sterbe ganz gewiß. Erfüllen Sie nur, wenn ich Sie bitten darf, noch meinen lezten Willen, und Sie haben alles gethan, was Sie als wahrer Freund für mich thun konnten. -- Zuerst sorgen Sie dafür, daß vier und zwanzig Stunden nach meinem Tode meine Brust eröfnet, und mein Herz -- nach der in dieser versiegelten Schrift (die er ihm übergab) bestimmten Methode ausgeschnitten, und mit einer -- ebenfalls vorgeschriebenen Wachsmasse

masse ausgesprizt werde. Hierauf stellen sie dasselbe in dem kleinen Glasschrank auf, den ich schon långst zu dieser Absicht habe verfertigen lassen, und den Sie auf meiner Bibliothek finden werden. — Diesen Schrank mit meinem Herzen überreichen Sie nachmals dem Großmeister der hiesigen Loge Z**. — Meinen Körper lassen Sie anståndig und einfach, bei meinen Eltern zur Erde bestatten. — Mein Vermögen an ausstehenden sichern Schulden und baarem Gelde überlasse ich freilich — wie Sie wissen — gröstentheils nur lachenden Erben; bis auf dieses Haus, das ich der hiesigen Loge vermacht, und ein kleines Kapital, das ich zur Erziehung zweier Waisenkinder bestimmt habe. — Endlich habe ich auch noch einige Manuscripte, die ich Ihnen hiermit zur Durchsicht und zur Entscheidung übergebe, ob sie vielleicht des Druks werth sind oder nicht, — (Das

erste

erste war seine ausführliche Lebensbeschreibung vor seiner lezten Krankheit, welche Dr. B** nachmals theils fortgesezt, theils noch hie und da mehr erweitert hat. — Besonders waren ihm einige Papiere des längst verstorbenen Pfarrers, die er durch seine noch lebende Wittwe erhielt, dazu sehr dienlich; denn aus diesen Papieren hat er die vorzüglichsten Materialien zu den vier ersten Kapiteln gesammlet. — Das zweite enthielt einen Versuch über die Kette des Ganzen, — den ich zum Beweise der Forschbegierde und der scharfsinnigen Denkungsweise des seel. Fahrenhorst, hier mitgetheilt habe. Das dritte Manuscript hatte zur Aufschrift: Einige merkwürdige Beobachtungen über die noch meistens unerkannten Heilkräfte des Ekels in verschiedenen Krankheiten. Das vierte: Auswahl der wirksamsten Kunstmittel in kurzen und langwierigen Krankheiten

nach einer zwanzigjährigen Erfahrung. — Besonders kommt hier ein wichtiges Kapitel über die Nachtheile der Pokkeninokulation vor. — Das fünfte: Prolegomena zu einer Staatsarzneikunde des neunzehnten Jahrhunderts. Das sechste endlich: Moral für Aerzte.)

Aber lesen Sie ja erst alles sorgfältig und aufmerksam durch — sagte Fahrenhorst zu B**, — ehe Sie es einem Verleger in die Hände geben, und finden Sie es nicht bewährt; — nun so unterdrükken und verbrennen Sie es. Der Doktor B** versprach ihm hierauf feierlich, seinen Willen in allem zu erfüllen. — Der Kranke ward nun immer schwächer. — Am folgenden, als an seinem Sterbetage, besuchten ihn noch verschiedene vornehme Personen aus der Stadt und umliegenden Gegend, unter andern auch eine würdige Dame, die Baronesse von

H**,

H**, die ihm auf seine Bitte seinen Lieblingsgesang von Schiller: Freude — schöner Götterfunken — mit Hinweglassung des zweiten und siebenten Verses, noch einmal vorsingen mußte. — Er küßte ihr die Hand und benezte sie mit dankbaren Thränen. — Sanft schlummerte der Edle noch an demselben Tage Abends um zehn Uhr im sieben und vierzigsten Jahre seines ruhmwürdigen Lebens — zur Ewigkeit über.

Zwölftes Kapitel.

Begräbniß des Doktor Fahrenhorst.

Tausende, — Alte und Junge, — Vornehme und Geringe begleiteten ihn zu seiner Ruhe, — und benezten mit vielen Thränen sein Grab.

Sein Freund B** erfüllte buchstäblich und treulich alles nach seinem Tode. — Sein Haus wurde in der Folge zum Logenhause bestimmt. — Der Glasschrank, worin sein ausgesprizztes Herz aufgestellt ist, steht auf einer Marmorsäule neben dem Thron des Großmeisters im Logenzimmer. Auf der Säule selbst liest man folgende Innschrift mit erhabenen vergoldeten Buchstaben:

J. FAHRENHORST
St. d. VIten Mai
M D C C X C.
Edel war Sein Herz
vns
vnvergeſslich.

Schon acht Monate nach ihm starb auch sein Freund B**, und durch ganz sonder-

sonderbare Ereignisse — wie ich schon oben bemerkt habe — kam diese Lebensbeschreibung nebst den übrigen Manuscripten in meine Hände. — Wie mir Aerzte von Ansehen und Kenntnissen versichert haben, verdienen ganz besonders seine medizinischen Schriften eine öffentliche Bekantmachung — alle, ohne Ausnahme. —

Der nachstehende Aufsaz wird vielleicht vielen etwas zu gelehrt scheinen, doch dürfen diese nur einige Seiten in der Mitte desselben ungelesen lassen, — und sie werden sich schon allein durch den Anfang und das Ende dieses kleinen Aufsazzes vollkommen schadlos gehalten finden.

Ueber die Kette des Ganzen.

Ein Versuch.

Aus den Papieren des Dr. J. Fahrenhorst.

Erröthest du nicht bei dem Gedanken, stolzes Geschöpf: Du seyst der Zwek der Schöpfung — für dich nur sey die Erde so reich an Gütern, die dir dein Leben genießbar machen, — für dich sammle die Biene den Saft aus Blumen, — für dich baue sie Honig in künstlichen wächsernen Hölen — deiner Nase zu gefallen blühe die Blume, und verbreite ihren Ambraduft weit um sich her — für dich pflanze sich der Wald fort — dein Ohr zu küzzeln steige die Lerche mit Lobgesang zum Him-

Himmel empor, — singe die Nachtigall — tönen die harmonischen Jubel der Bewohner des Feldes und des Waldes, — für dich, du Monade des Ganzen? — Für dich nur verbreitet die Sonne ihre erwärmenden Strahlen weit um sich her? Für dich ist sie da? — Für dich erhellt der Mond die Nächte? — damit du vielleicht den Weg zu deiner Wohnung findest, wenn du trunken aus einem Spielhause nach Mitternacht fort taumelst. — Für dich leuchten sie alle, die Sterne am blauen Teppich des Himmels? Erröthest du nicht, Stolzer? oder — wenn du nicht erröthest — wenn du der Zwek der Schöpfung bist, alles um deinetwillen da ist, warum verbirgst du dich denn bei der Musik der Sphären? warum fliehst du in Hölen, wenn Bliz und Donner dir nahen Tod verkündigen? — Warum erbebst du, wenn Ströme aus ihren Ufern treten? Sie sind

ja für dich da; du bist ja der Herr der Erde. — So gebiete doch, armes Geschöpf, dem Strome, daß er in seinen Grenzen bleibe, gebiete dem Donner, daß er schweige, und dem Bliz, daß er von hinnen fliehe. — O Sterblicher! lerne, welchen Plaz du im ganzen großen All der Schöpfung einnimmst. Lerne die Natur und den Zwek dessen, was da ist, zum wenigsten doch dessen, was in deinem Gesichtskreise liegt, kennen; so wirst du einsehen, daß du um des Ganzen willen da bist. Kannst du's gleich nicht beweisen, obs Wahrheit, so kannst du doch eben so wenig beweisen, daß es Unwahrheit sey. Wolltest du dies, so müßtest du erst Wahrheit kennen, um jene nach dieser zu beurtheilen. Und was ist Wahrheit? Eine jede Größe ist sich selber gleich! ruft der Mathematiker; das ist feste, untrügliche Wahrheit; — scheint

Wahr-

Wahrheit zu seyn, wenn du sie betrachtest. — Aber betrachte sie mit einem Fliegenauge und mit dem deinigen, ists da noch ewige Wahrheit? Gesezt du hättest ein Menschenauge, und ein solches mikroskopisches Auge, da würdest du es für eben so wahr halten, keine Größe sey sich selber gleich. Was deinem Auge oder deiner Phantasie so und nicht anders scheint, das hältst du für wahr; wahrscheinlich könntest du nennen, was deine Phantasie weniger empfindet. Es scheint dir in der Ferne ein Baum zu seyn, aber in der Nähe siehst du's als Mensch. Siehe, alle deine Wahrheit ist nicht Wahrheit, sondern Wahrscheinlichkeit — nur im höheren Grade; daß sie dir aber nicht als Wahrheit erscheint? Wer kann fordern, daß du weiter sehen sollst, als dein Auge reicht! — Du bist ja Herr der Erde; so gebiete deinem Auge, daß es weiter sehe;

du kannst's nicht? Armes Geschöpf, willst du Herr der Erde seyn, und bist nicht einmal Herr über dich selbst. So komm dann, Reisegefährte auf der endlosen Reise zum Licht, komm Leser und Freund, so weit ich dich führen kann, will ich dich führen, daß du kennen lernst den Plaz, wo du nach der Kette des Ganzen hingehörst, damit du deinen Stolz demüthigst, und nicht, wie ein Stier auf der Weide, auf Gottes Erde herumtrabest, der auch, wie du, glaubt, die Heerde Kühe sey um seinetwillen da, da er doch um ihrentwillen da ist.

Schaue über dich, welch ein Feuer aus den Wolken, machts helle, erwärmt die Erde, macht sie fruchtbar, und Speise hervor zu bringen geschikt. Feuer? So glaubtens deine Vorfahren, und betrogen sich vielleicht eben so, als du dich in deiner Meinung von diesem flekkigten Lichtteller betrügst. Wie lange müßte es schon ausgebrannt

gebrannt haben? Oder sollten die Flekken vielleicht Stükke seyn, die, nachdem sie ausgebrannt sind, aufsteigen, wieder niederfallen, und ihm neue Nahrung zu seinem ewigen Feuer geben? *) Eine ausgebrannte Kohle giebt wohl neue Feuersnahrung, aber sie muß doch einmal Asche werden, und dann hört doch ihre Nahrungsfähigkeit auf. So müßten auch jene Sonnenkohlen doch einmal Asche werden, woher aber dann Nahrung des Feuers? Von Gott? — Gott? und an seinen Werken immer etwas auszuflikken, zu verbessern zu haben? — Welch ein Kontrast! Die Sonne ist eine elektrische Kugel, so ruft izt der Haufe der Weisen, durch angestellte Erfahrungen belehrt. Ob sies wirklich ist, kannst du nicht wissen, aber daß sie

*) Siehe Wünsch kosmologische Unterhaltungen für die Jugend. Zweiter Theil.

sie ihr ähnlich sey, beweisen ihre Wirkungen.

Sie leuchtet und wärmt, macht Planeten bejahend, und durch diese, Monden verneinend elektrisch. Aber leuchtet eine elektrische Kugel? Sey im stokfinstern Zimmer, kannst du sie sehen? Und du willst auf der stokfinstern Erde die Sonne sehen? Aber den Funken siehst du, der hervorsprizt, wenn die elektrische Luft an die Ausdünstungen eines Körpers stoßt. So kannst du auch nur den Funken sehen, der hervorsprizt, wenn die elektrische Sonnenluft an die Ausdünstungen deines Erdballs, an seine Atmosphäre stoßt. Diese Atmosphäre ist rund, die von der Sonne elektrisch gemachte Luft, die durch den ganzen Sonnenraum zerstreut ist, dreht sich ebenfalls in Cirkelkreisen, folglich beberühren sie sich nur in Punkten, und so wie sich die Erde dreht, so wird in jedem

Au-

Augenblik ein anderer Funken hervorgeschlagen. Daher der Weg des Punkts, den du Sonne nennst. Wär's nicht so, wo sollten die Monden Saturns ihr Licht herbekommen? Wir haben nur einen, sind der Sonne weit näher, und doch hat unser eine Mond nur ein schwaches Licht.

Saturns Bewohner sehn daher eine andere Sonne, den Funken nemlich, den die elektrischartige Sonnenmaterie aus der Atmosphäre seines Planeten hervorschlägt. Die Flekken rühren von der Beschaffenheit der äussersten Atmosphäre und des ganzen Sonnenraums her, daher können sie wol zu gewissen Jahrszeiten wiederkommen. Eben so wenig, als du die Sonne selbst siehst, eben so wenig siehst du auch den Mond, sondern nur den Funken, den die Atmosphäre des Planeten wie ein Leiter aus der Atmosphäre seines Monden hervorschlägt. Der Funken, den die Son-

nenmaterie aus unserer Atmosphäre her-vorschlägt, sey bejahend, so ist der aus der Atmosphäre des Monden, durch die Atmosphäre des Planeten hervorgeschlagene Funken verneinend elektrisch. Wird nun im ersten Fall die Elektrizität von der Erde verschlungen, wie die Erfahrung lehrt, so fährt sie im zweiten Fall als verneinend zurük. Daher das Mondlicht auf unserer Erde, — daher die beinahe gleiche Größe des Mondtellers — daher der scheinbarliche Weg der Sonne und des Mondes. — Daher der Schweif des Kometen; denn nur dann erscheint uns der Komet mit einem Schweife, wenn er nicht von seiner Sonne, sondern von einem Planeten, dem er nahe kommt, elektrisirt wird. Die Atmosphäre des Kometen ist zu wenig fix, die Elektrizität anzunehmen, folglich fährt sie durch, und elektrisirt den Körper selbst. Kommt er aber mit seiner

Atmos-

Atmosphäre der Atmosphäre eines Planeten nahe, so dringt diese ebenfalls durch, fährt aber zurük, weil sie verneinend ist, und bildet den lichten Streif, der als ein Kegel durch die Atmosphäre des Kometen wieder heraus fährt. Diese durch Umwälzung der Sonne elektrisch gemachte Materie verbreitet sich durch das ganze Gebiet seiner Sonne, und macht alle Planeten in demselben elektrisch, schlägt an ihre Atmosphäre einen Funken, wie bei uns den Funken, den wir Sonne nennen, und diese Planeten elektrisiren als Leiter ihre Monden. Daher siehst du keine Sonne, kannst keine sehen, sondern die Fixsterne, die dir in der unermeßlichen Weite ihren Ort nicht zu verändern scheinen, sind die Funken der nächsten Planeten ihren Sonnen, wie etwa der Funke des Merkurs oder eines andern, welcher der Sonne noch näher ist, als Merkur. In kleinen

Kreisen sich bewegend, scheinen sie dir ihren Ort nicht zu verändern. Die Sonnenmaterie hält den Planeten ab, nach keiner Seite zu fallen, wozu auch der Mond das seinige beiträgt. Denn der Mond ist gleich der Kraft, der Planet die Last, die Mond- und Planetenatmosphäre der Punkt, wo sie zusammen stossen, das ist, da wo du den Mondteller siehst, das Hypomochlion dieses Lufthebels: denn in diesem Punkt ist der reinste Aether, der, wie elektrische Versuche im Kleinen es lehren, so stark ist, daß er durch alle feste Körper dringen, folglich auch immer tüchtig seyn kann, den Unterstüzzungspunkt abzugeben. Dieser Aether geht bis ans Ende eines Sonnenraums, wo er den Aether eines andern Sonnenraums antrift. Hier streben sie gegeneinander, und weil beide gleich stark auf einander wirken, so bleiben sie im Gleichgewicht, und dadurch werden Sonnen-

nen-

nenräume an Sonnenräume mit den in denselben befindlichen Planeten und Nebenplaneten an einander gekettet.

Das ist die große Kette des Ganzen, dessen jedes Glied eine kleinere Kette ist, das wieder aus noch kleinern besteht. So viel Sonnenräume da sind, so viel kleinere Ketten sind die größten Glieder des Ganzen. Jedes Glied dieser kleinern Kette ist ein Planet oder ein Nebenplanet, jedes Glied dieser Kette ist wieder eine kleinere Kette. — Kein Glied der Kette kann fehlen, wenn das Ganze bestehen soll, denn jedes Glied ist zum Ganzen nöthig und unentbehrlich.

Die Kette des Ganzen näher kennen zu lernen, betrachte ein Glied des größten Gliedes, einen Theil einer Sonnenwelt, einen Planeten. Dies Glied ist wieder eine Kette von kleinern Gliedern. Und ein solches ist auch unsre Erde. Ihr

starker Schwung verändert sie in jedem Augenblik: Der Erddiameter wächst, die Masse bleibt dieselbe; muß also nicht ihre Axe abnehmen?

Die Glieder dieser Erdkette sind Erde, Wasser und Luft (durch Reiben entsteht Feuer: Feuer ist also eine Wirkung, dessen Ursache das Reiben ist. Wer wird aber eine Wirkung zum Element machen? Dann wäre ja der Donner auch ein Element.) Jedes derselben ist wieder aus vielen Gliedern zusammen gesezt. Geschöpfe mancherlei Art erhalten durch Einsaugen und Ausdünstung der Luft die Luft in Bewegung, diese in Bewegung gesezte Luft das Wasser, und sie mit dem Wasser zusammen, die festen Theile. So hängt alles genau mit einander zusammen, eins ist um des andern willen da, Glied an Glied, Kette an Kette. Keine Art von Kreatur, dies Glied der kleinsten Kette des Ganzen,

zen, kann vergehen, ohnbeschadet des Ganzen.

So wie die Kette der Körperwelt aber zusammen hängt, so hängt auch die Kette der Geisterwelt zusammen. Vom fühllosen Stein bis zur Fliegenfalle, von dieser bis zu Kant, von Kant bis zu dem vollkommensten nach Gott, alles eine Kette, eine Verbindung. Jeder Geist vervollkommnet sich weiter, und arbeitet dadurch zum Wohl des Ganzen.

Erkenne also Mensch, daß du um des Ganzen willen da bist, nicht das Ganze um deinetwillen. Siehe, welch einen Plaz du in Gottes großem All einnimmst. Du bist eins der lezten Glieder in der großen Kette des Ganzen. — Und wenn du's erkennst, so danke Gott, daß du's bist, denn du bists zu deinem Glükke: — Seis auch zum Glük deiner Brüder! —

IX.

Ich habe unter andern originellen Menschen auch einen Arzt kennen gelernt, dessen Vaterland ganz besonders der geräucherten Gänse wegen sehr berühmt ist. — Er war erst Apothekergeselle — hörte auf einer kleinen Universität seines Vaterlandes medizinische Vorlesungen, — denn studiert hat er eigentlich nicht, — und ward endlich Doktor. — Er gehört mit zu den vielen glüklichen Menschen, (wenn man sie anders so nennen darf) die sich selbst und ihrem eignen Verdienst gar nichts, sondern alles nur einem zufälligen Zusammenfluß von glüklichen Umständen schuldig sind. Selbst das war Zufall und äusseres Glük, daß er mit einem der größten Gelehrten dieses Jahrhunderts verwandt war, und schon dieses trug wieder zu andern seiner folgenden glüklichen Lagen, und selbst zu seiner ersten Empfehlung

lung sehr viel bei. — Er bekam daher sogleich bei seinem Eintritte in ein fremdes Land einen sehr guten Posten, den er schon im zweiten Jahre mit einem noch ansehnlichern und vortheilhaftern wechselte. — Ein einziger Zufall und eigentliches Mißverständniß war es, wodurch er diese zweite Stelle erhielt. Sein Chef hatte diese Stelle einem andern Arzte zugedacht, der damals zugleich mit ihm an demselben Orte lebte, und den er seit einigen Monaten persönlich hatte kennen gelernt. Er bat daher gehörigen Orts um den Arzt, der in K. wäre, ohne zu wissen, daß sich ausser diesen noch ein zweiter daselbst befände. Jener war aber in der Zwischenzeit schon nach Y. berufen worden, und dieser nun also der einzige an dem Orte; — und erhielt daher auch die Stelle.

„Mein Gott! — sagte der Chef — als unser Doktor ihn zum erstenmal besuchte; —

suchte; — ich habe Sie gar nicht verlangt, Sie müssen wahrscheinlich auf der Post verwechselt seyn.“ — O verzeihen Euer hohen Excellenz, erwiederte der Doktor, Sie werden mit meiner Geschiklichkeit schon zufrieden seyn. Ich lasse selbst zur Ader, sezze Klistire, operire und akkouchire und verstehe alle lebende Sprachen. (Er verstand aber keine!) — So so? — erwiederte der Chef lachend, — nun denn werde ich Sie wol behalten müssen.“

Er ist überhaupt einer der glüklichsten Empiriker, die ich je gekannt habe, hat so einen gewissen Vorrath von Rezepten — vermuthlich noch in der Apotheke gesammlet — die er bei jeder vorkommenden Gelegenheit anwendet; — doch ohne zu wissen warum? — Ich habe Aerzte gesprochen, die mit ihm in einem Consilio bei Kranken zusammen gewesen, und die mich alle ein-

stimmig

stimmig versicherten, daß seine Wissenschaft nur sehr eingeschränkt sey. — So verschreibt er unter andern, — das Klügste, was er noch thun kann, — in vielen Krankheiten Mittel, die weder schaden noch nüzzen, und läßt die gute Natur wirken, macht jede Krankheit gefährlich, um — wenn es gut geht — desto mehr zu gewinnen und gerühmt zu werden. Ueberdies erzählt er bei jedem Pazienten, wie viele er schon an dieser Krankheit geheilt, — oder wie viel er da und dort für eine Kur bekommen habe. — Er spricht von jedem seiner klügern Kunstverwandten entweder gerade zu, oder doch wenigstens in zweideutigen Ausdrükken, — schlecht, hat schon in seinem Aeussern, bei aller übrigen Eleganz in der Kleidung, sehr viel possierliches. Er läuft beständig auf der Strasse sowol als im Krankenzimmer auf seinen hölzernen Absäzzen so schnell herum, daß

man jeden Augenblik fürchten muß, er werde Hals und Beine — oder doch wenigstens einen Absaz brechen. — Er hat eine eben so dreiste Stirne als dreiste Hand, und unternimmt daher oft vieles, was er nur halb versteht. — Es ist wahr, daß er des Eigennuzzes wegen, nicht aber weil es die Noth erforderte, auch mehrmals selbst zur Ader gelassen und Klistire gesezt hat. — Er operirt und akkouchiert auch, aber beides, wie man mir gesagt hat, erbärmlich, und nach seiner eignen Methode. Sich Kranken aufzudringen und da, wo auch schon andere Aerzte gewesen, oder noch sind, in die Häuser zu laufen; — das ist so ganz seine Sache. — Er ist überhaupt äusserst unverschämt, affektirt viel Religion; — weiß aber nichts von Menschenliebe und noch weniger von Freundschaft. — Ein Gelehrter? — der nicht im Stande ist,

nur

nur drei Zeilen fehlerlos in seiner Muttersprache zu schreiben, — und lateinisch? — gar nicht! —

Und dennoch wird er von vielen bewundert, — geschäzt, — und geliebt? — Der Mann hat Geld!

X.

Sie können mir gut zureden!

Ich traf sogleich bei meiner Ankunft auf einem Posthause in *** den Postmeister mit einem Arzt in einem Streit an. Jener hatte diesen aus einer funfzehn Meilen weit entlegnen Stadt seiner kranken Frau wegen ausdrüklich verschrieben, mit der buchstäblichen Bestimmung: daß er nur auf seine (des Postmeisters) Kosten Postpferde nehmen, und so schleunig als möglich herüber kommen möchte. — Der Arzt forderte nun bei seiner Abreise ausser seiner Bezahlung, auch

auch noch die Wiedererstattung der Reise-kosten. — Ach, sagte der Postmeister, mein lieber Herr Doktor, ich habe nichts, und kann Ihnen daher auch nichts geben.

Arzt. Aber Sie haben mir doch geschrieben, daß ich kommen sollte?

Postm. Ja das habe ich.

Arzt. Und daß ich auf Ihre Kosten kommen sollte?

Postm. Auch das hab ich geschrieben.

Arzt. Nun wenn ich denn auch schon für meine Mühe und Arzneien nichts verlange, so bezahlen Sie mir doch wenigstens das Postgeld hierher und zurük.

Postm. Ja! Ja! Sie können mir gut zureden!

Dieses leztere: Sie können mir gut zureden, klang eben so drolligt als barmherzig aus dem Munde des wirklich armseligen Postmeisters, daß der Doktor und ich mehr darüber lachen mußten,

als

als daß sich ersterer besonders über die Zumuthung des Mannes hätte ärgern sollen. Er erließ ihm auch dieses, und fuhr bald darauf fort.

XI.

Eine der unangenehmsten Reisen, die ich je in meinem Leben gemacht habe, war unstreitig die — im Winter 79 von *** nach ***. Ich hatte eben keinen Bedienten, und um nicht ganz allein zu reisen, entschloß ich mich in Gesellschaft eines alten Doktors diese Reise zu machen. Der Doktor schien mir freilich schon im ersten Augenblik der gemachten Bekanntschaft sehr komisch. Man denke sich einen Mann von einigen funfzig Jahren, mittelmässiger Größe, mit einer wenig gewölbten Stirne, kleinen Augen, Mund und Kinn, mit hervorstehenden rothen Wangen, einer etwas

was gebogenen Nase, deren Rükken mit vielen Haaren besezt, und deren Spizze ebenfalls roth war. — Er trug dabei eine Perüque, und war, als ich ihn zuerst sah, — in einen altmodischen, steifen, grünen Plüschrok, mit großen grünen gläsernen Knöpfen gekleidet. — Ich würde ihn für einen Marktschreier gehalten haben, wenn ich nicht schon durch andere sicher erfahren hätte, daß er zwar eben kein großer, doch aber auch kein ganz ungeschikter Arzt sey.

Wir kauften uns gemeinschaftlich eine ungeheuer große Winterkibitka, die fast einer Arche nicht unähnlich sah, um unsere vielen Sachen, und besonders Betten damit fortzuschleppen. — Schon beim Antritt unsrer Reise war seine erste sonderbare Forderung diese: daß ich bei Wechselung der Postpferde beständig beim Schlitten bleiben sollte, — er aber immer ins Zimmer

mer auf dem Posthause gehen wollte. — Dieses war mir nun auch schon der Kälte wegen ganz unmöglich. Es wurden mir daher freilich auch schon am ersten Tage zwei Pistolen gestohlen. — Zwischen P** und N** wurden wir zu einem gewissen Fürsten N*** gebeten, (der auf der Post erfahren hatte, daß mein Reisegesellschafter ein Arzt wäre) weil die Fürstin — seine Gemahlin, auf einem ohnweit der Post gelegenen Landhause sich so eben krank befand. — Wir wurden hier zwei Tage hindurch recht artig bewirthet. Der alte Doktor suchte verschiedene Arzneien aus seinen alten Schachteln hervor. Die Fürstin, — welche blos histerisch war — empfand einige Linderung. Der Doktor gewann im Lhombre sechs Rubel, war aber demungeachtet sehr unzufrieden, daß er ausser einiger Mundprovision, und zwei Bouteillen Wein sonst weiter nichts pro studio

et

et labore empfangen hätte. — Unter vielen sonderbaren und unangenehmen Auftritten kamen wir endlich M*** immer näher, und waren ohngefähr noch acht Meilen davon entfernt, als dem Doktor zwei Bettkissen und ein spanisches Rohr gestohlen wurden. Nicht nur schrieb er den Verlust meiner Unvorsichtigkeit zu, sondern forderte auch sogar noch den Wiederersaz des Werthes von mir, ob ich gleich weit mehr durch meine Pistolen, die funfzig Rubel gekostet, verloren hatte.

Das allerlächerlichste ereignete sich noch auf der lezten Poststazion kurz vor M**. Wir hatten uns nämlich gemeinschaftlich unter andern Speismaterialien auch einen großen Schinken mitgenommen, wovon nun aber noch mehr als die Hälfte übrig geblieben war, weil der Doktor gar nichts davon gegessen hatte, — Dieses übrig gebliebene Stük verkaufte nun der alte Geizhals an

den

den Postmeister auf der lezten Stazion — das Pfund zu zehn Kopeken. —

Ich dankte dem Himmel, als wir in M** ankamen, — trennte mich sogleich von ihm, — überließ ihm sogar unsere Reisearche unentgeltlich, ausser vielen andern Höflichkeiten, die ich ihm noch auf der Reise erwies, — denn er hatte, ausser bei dem gedachten Fürsten, (wenigstens für sein Geld) in zehn Tagen nichts Warmes genossen.

Doch so eigensinnig, — geizig und überhaupt sonderbar auch dieser Mann in seinem ganzen Aeussern war, und nicht nur mir, sondern auch andern so schien; — so aufrichtig und redlich ist er mir doch als Freund, und besonders als ein für seine zwei abwesende Kinder bis an seinem Tod Sorge tragender Vater, bei einem selbst nur mäßigen Auskommen — von andern gerühmt worden.

XII.

Der Leibarzt einer allgemein geschäzten Fürstin wurde bei ihrem Aufenthalte in W** krank. — Die Fürstin ließ den Leibarzt des Königes bitten, ihren Arzt zu besuchen, und jener fuhr auch sogleich am folgenden frühen Morgen zu ihm, klopfte an der Thüre, — fuhr aber mit Schrekken zurük, als sie ihm in einigen Augenblikken von einer nakten Person geöffnet wurde. Er stattete bald darauf selbst der Fürstin Bericht ab, daß er zwar ihren Arzt habe besuchen wollen, ihn aber nicht angetroffen hätte; — und daß ihm jemand das Zimmer eröffnet, aus dessen äussern Zustand er nothwendig habe schließen müssen, daß er wahnsinnig sei. — Nach näherer Erkundigung erfuhr man: daß diese nakte Person der Leibarzt der Fürstin selbst gewesen, und daß er gewöhnlich nakend zu schlafen pflege, — So hatte ich auch

in L** einen Stubenfreund, — der ebenfalls diese nakte Gewohnheit hatte.

XIII.

Ein Brief eines Arztes an einen Geistlichen, in welchem er ihn bittet, einen Kranken im Lazarete zu besuchen.

Wohlehrwürdiger,

Hochzuverehrender Herr Pastor!

Mit Ew. Wohlehrwürden Gegenwart beehrt zu sein, spricht die Miene des jungen T** und verlanget Sie sehr bittend. Obwol ein zweistreitiger Feind die Kräfte seines Herzens suchte zu tödten, so habe dennoch die Ehre hiemit zu versichern, daß durch Hülfe des großen Baumeisters alle Gefahr zernichtet worden ist. Voll von aller Achtung bin ich

Ew. Wohlehrwürden

ergebenster Diener

D***.

XIV.

Die Unwissenheit der seinsollenden und seinwollenden gelehrten Herren ist recht sehr groß. — Ein Apotheker, der zugleich Doktor war, wurde in einer großen Gesellschaft gefragt: was Parazelsus für ein Landsmann gewesen?*) — Parazelsus, erwiederte jener, — sich räuspernd — war — ein Grieche!! — Ach, sagte ein Wundarzt, dem ich dieses erzählte, das hätte er ja wol schon aus dem Namen errathen können, daß Parazelsus ein Lateiner gewesen!!! —

Ein Chirurgus, der zugleich mit einem Doktor einen Kranken besuchte, hatte in dessen Abwesenheit schlecht von dem leztern gesprochen. — Dieser sezte nun jenen, bei der nächsten Zusammenkunft deshalb zur Rede, und sagte ihm unter andern: Herr

Sie

*) Er war ein Schweizer.

Sie sind ein rechter Parazelsus! — Was? — antwortete der Chirurgus — ich ein Parazelsus? — Recht gut, Herr Doktor, das sollen Sie mir vor Gericht beweisen. — Er gieng auch sogleich zum Advokaten, und verlangte, daß er ihm eine Bittschrift an den Richter aufsezzen möchte. — Aber wie hat er Sie denn geschimpft? fragte der Advokat. — Nun — er hat mich einen Parazelsus genannt, sagte der Chirurgus.

Advokat. Und das halten Sie für eine Beschimpfung?

Chirurg. Nun wie denn anders, das wird wol so ein dummer Ochs, wie unser Dorfbarbier gewesen seyn.

Advokat. Keineswegs, das war ein großer Mann, das Wunder seiner

Zeit, — Arzt, — Philosoph, — Chemist, — Goldmacher, und was weiß ich alles. —

Chirurg. So? — nun denn mags dabei bleiben; aber Gott Genade dem Herrn Doktor! — wenn Parazelsus ein dummer Kerl gewesen wäre. —

XV.

Ich hatte im Jahr 79. bei meiner Reise durch Libau, das besondere Vergnügen, eine kurze Bekanntschaft mit einem Manne zu machen, der mir schon bei der ersten allgemeinen Unterhaltung überaus wichtig für mein Karakterstudium zu sein schien. — Es war der verewigte, und in Curland unvergeßliche Doktor Makeprang. —

Ich hätte mich Wochen und Monate lang mit ihm unterhalten mögen, und wäre

gewiß

gewiß nicht müde geworden, ihn auch nur anzuhören. — Allein dieses Vergnügen war mir kaum acht und vierzig Stunden gegönnt. — Doch ich will das ganze Gemälde dieses großen Mannes einem Freunde überlassen, der ihn Jahre hindurch gekannt und genuzt hat, — und der so gütig gewesen ist, auf meine dringende Bitte dasselbe zu entwerfen. — Denn in der That war auch die Zeit unserer gemachten Bekanntschaft zu kurz, und überhaupt habe ich ihn mehr bewundert und angestaunt, — als kaltblütig beobachtet, — was man so gewöhnlich bei großen Gegenständen zu thun pflegt.

Wird sich nicht manche Kranke, die dieses liest, auch so einen Arzt wünschen? — Werden besonders nicht junge Aerzte durch dieses große Muster zur Nachfolge gereizt werden? — Möchten sie es! — Denn es ist warlich nicht genug ein gelehr-

ter — sondern es ist schlechterdings nothwendig, auch zugleich ein menschenfreundlicher Arzt zu sein — wodurch seine Gelehrsamkeit erst den eigentlichen Werth erhält. —

Eine recht gute Skizze von dem liebenswürdigen Charakter meines vortreflichen Makeprang aufzusezzen: dazu fühle ich mich zu schwach. Ein jeder Versuch davon kann nur Stükwerk sein — nur sehr unvollkommen ausfallen. Das Urbild ist zu groß, und ich bin viel zu unvermögend, der Biograph dieses verewigten, und über alle meine Lobsprüche erhabenen Mannes zu sein. Es ist also von mir sehr kühn, der Lobredner eines Mannes zu werden, den alle diejenigen, die das Glük hatten, ihn zu kennen, nothwendig verehren, bewundern und innigst lieben mußten.

Und dennoch bestimmen mich verschiedene Umstände zu einer, wiewol sehr mittelmäßigen Schilderung dieses mir ewig unvergeßlichen Freundes. — Wenn also gleich die Farben zu einem solchen Gemälde viel zu matt sind, ich auch noch zu wenige Materialien, besonders von seinem früheren Leben und seinen lezten Stunden habe, um es gehörig darzustellen; so will ich doch, nach meinem geringen Vermögen, so viel ich vermag, etwas über diesen so würdigen Gegenstand ohne alle Schminke aufsezzen.

Alles, was ich zum verdienten Lobe meines unschäzbaren Freundes hier sage, ist buchstäblich wahr, und ich kann mich sicher auf alle diejenigen berufen, die diesen edlen, biedern Mann näher gekannt, und mit ihm Umgang gehabt haben.

Doktor Jakob Makeprang wurde im Jahre 1742 auf der Insel Femern gebo-

ren, wo sein Vater Prediger gewesen ist. Er ward im Holsteinischen bei seinen Groß-eltern von Mutter Seite erzogen, wurde dann auf das Pädagogium in Halle gegeben, und studirte auf den Universitäten Halle, Jena und Leipzig. Nachdem er in Halle promovirt hatte, wollte er, mit vielen Kenntnissen bereichert, nach Petersburg gehen, und reisete in dieser Absicht, im Jahr 1767. über Libau —

Hier lernte ihn ein kurländischer Edelmann kennen, der seine großen Talente bald bemerkte, und ihn im Lande zu behalten wünschte. Er trug ihm eine vortheilhafte Lehrstelle, in einem reichen adelichen Hause an, bei der er zugleich in der Gegend praktisiren könnte. Da er ein vorzügliches Talent zum Lehrer hatte, und am Unterricht Gefallen fand, so nahm er diesen Antrag an. Er hatte hier einen jungen Herrn und ein Fräulein, die er mit

der größten Treue und Gewissenhaftigkeit, einige Jahre lang unterrichtete. Er erwarb sich in diesem angesehenen Hause den vorzüglichsten Beifall, und war zugleich der Arzt desselben und der umliegenden Gegend. Er brachte seinen Eleven so weit, daß er die Akademie beziehen konnte, und führte ihn nach Göttingen. Hier studierte er selbst noch immer fort, und brachte seinen jungen Herrn glüklich in sein Vaterland und in die Arme seiner verehrungswürdigen Mutter zurük. Mit vieler Klugheit und Weltkenntniß war er bisher nicht allein der Lehrer, sondern auch der Mentor und Führer seines Zöglings gewesen. Seine Verdienste um ihn wurden auch nicht verkannt. Die erkenntliche Mutter desselben verehrte ihm tausend Thaler Alb, und eben so viel erhielt er von dem Fräulein, das unter der Zeit an einen sehr reichen und würdigen Herrn von Adel vermählt worden

den war. Auch wurde ihm ein ganzes schönes Fuhrwerk und ein Bedienter geschenkt, und er hatte die Freiheit, in dem Hause des Herrn von B., der izt die Güter antrat, so lange er nur wollte, sich aufzuhalten.

Allein er wählte lieber ein nahe gelegenes Predigerhaus, in dem er schon längst bekannt war. Hier lebte er mehrere Jahre als praktisirender Arzt, und übernahm zulezt, nachdem der Hauslehrer des Predigers abgieng, den Unterricht seiner Kinder.

Hier war es, wo ich, zu meinem innigsten Vergnügen, diesen treflichen Mann kennen lernte — und, da ich ganz in der Nähe, drei Jahre lang, in einem adelichen Hause unterrichtete, mit ihm wöchentlich, und ganze Tage lang, umzugehen Gelegenheit hatte. Ich rechne es gewiß zur größten Glükseligkeit meines Lebens, ihn, den meine ganze Seele liebte, so genau gekannt

kannt zu haben, und ihn meinen Freund nennen zu dürfen, ist wahre Ehre für mich. Ach, er war es gewiß von mir, im ganzen Umfange des Worts — das nur zu sehr gemisbraucht wird — Freund — Muster — Beispiel — Vorbild, — war er mir! — Wie oft war er mein einziger Trost in manchen Widerwärtigkeiten, womit ich zu kämpfen hatte! Welche Freude empfand jedesmal mein Herz, wenn ich ihn nur sah. — Wie sanft — wie beruhigend war immer sein Zuspruch, der um so viel wirksamer war, da er mein unbegrenztes Vertrauen besaß. Ich erinnere mich noch, wie sehr er mich einst in einer meiner trüben Stunden, da ich mich mit ihm über einige unangenehme Vorfälle unterhielt, durch die kurze Sentenz beruhigte: Nehmen Sie doch die Menschen, wie sie sind, nicht wie sie sein sollten. Seine Welt- und Menschenkenntniß war sehr

groß,

groß, da er mit sehr vielen umzugehen Gelegenheit gehabt hatte, und seinen Mann zu prüfen verstand. Er war gewiß der treueste, redlichste Freund, und ein wahrer Wohlthäter der leidenden Menschheit. Immer bereit, Gutes zu wirken — zu helfen, wo er nur konnte, gieng er mit wahrer Ruhe des Geistes, und dem seligen Bewußtsein der strengsten Erfüllung seiner Pflichten, seinen Gang gerade fort, und wich gewiß nie von dem Pfade der Tugend ab. Er war ein praktischer Christ — ein wahrer Menschenfreund, hatte von der Religion sehr aufgeklärte Begriffe, wohnte fleissig der Gottesverehrung bei, und war dann ganz in sich gekehrt. — So wie Wohlthun sein liebstes Geschäfte war; so habe ich auch keinen uneigennüzzigern Menschen gesehen. Er theilte nach Verhältniß gewiß mehr aus, als er empfieng; daher seine Glüksumstände, ob er gleich sehr

starke

starke Praxis hatte, nicht die vortheilhaftesten waren. Niemand gieng unbefriedigt von ihm; und er war gewiß fähig, nicht allein das, was er hatte, zu theilen, sondern gab sicher dem, der ihn darum ansprach, den lezten Gulden aus der Tasche hin, und bat noch um Verzeihung, daß er nicht mehr geben könnte.

Ich habe einen Mann gekannt, der in einem vornehmen Hause Hofmeister war, wohin mein Freund als Arzt gerufen wurde. Es war dieses wohl funfzehn Meilen von dem Ort seines Aufenthalts entfernt; hier lernte er ihn kennen, und dieser, der im Begriff war von da abzugehen, und nach Rußland zu reisen, entdekte ihm seine große Verlegenheit, in der er sich Schulden halber befände. Er reisete nach Hause, und schikte ihm mit derselben Gelegenheit sechzig Thaler Alb, ohne von ihm einen Schein über den Empfang zu erhalten.

Jener

Jener Mensch gieng darauf aus dem Lande, und hielt sich in Petersburg auf, war aber so unedel, seine Schuld nicht abzutragen. Demungeachtet beklagte sich der sel. M. nicht im geringsten darüber, und ich weiß so gar zuverlässig, daß er den ganzen Vorfall, ausser in dem Hause, wo er sich aufhielt, und ausser mir — und dies auch nur gelegentlich — niemanden erzählt hat. Ich ersuchte ihn nach langer Zeit, als ich die Addresse des Schuldners erfahren hatte, es mir zu erlauben, an ihn zu schreiben und ihn daran zu erinnern, oder doch wenigstens einen Revers von ihm zu verlangen. Allein er verbat sich dies ganz, und wollte ihn durchaus sich selbst überlassen, so wie ihn die Vorstellung, gar nichts zu erhalten, nicht im geringsten beunruhigte. Für den geringsten Dienst war er mit verschwenderischer Freigebigkeit erkenntlich; daher auch Leute von der geringeren Klasse

sehr

sehr gerne mit ihm zu thun hatten, gegen die er äusserst höflich, so wie gegen Vornehmere, ehrerbietig war. — Wie vielen Menschen hat er mit der größten Bereitwilligkeit, nicht allein den besten Rath, sondern auch recht viele Medizin, die er auf dem Lande selbst haben, und theuer bezahlen mußte, ganz umsonst gegeben. Seine Rechnung in der Apotheke war jährlich sehr beträchtlich, und oft hatte er kaum die Hälfte davon wieder ersezt bekommen.

Eine Meile von seinem Aufenthalt wohnten sehr viele arme Juden, von denen er fast täglich überlaufen wurde, und die von ihm alles unentgeldlich erhielten, was sie bedurften. So machte ers mit vielen andern, die ihn auch hätten bezahlen können; er nahm von ihnen nichts, wenn sie ihm gleich etwas anboten. Ihm war es in der That weit angenehmer zu

geben, als zu nehmen — Und wenn er etwas, selbst als eine gerechte Belohnung für seine angewandte Mühe annehmen mußte, so hatte er dabei eine große Delikatesse. Er rühmte mir einst unter andern die bescheidene Art, womit ein reicher Herr v. B* aus D* ihm jedesmal seine Dienste reichlich belohnte. Ihm beym Abschiede, in Gesellschaft von mehreren Personen, etwas in die Hand zu stekken, war ihm sehr empfindlich. —

Seine große Uneigennüzzigkeit und ausserordentliche Freigebigkeit veranlaßte auch die allgemeine Sage: Er wäre für alle Menschen gut, nur für sich selbst nicht. — Freilich war er zum Ersparen gar nicht gemacht, und in Betreff des Geldes ganz sorglos. Er hatte aber auch weniger Bedürfnisse, als die mehresten Menschen. So trank er gar kein Bier, gar keinen Wein, noch weniger Brandwein

oder Punsch — keinen Koffee, sondern nichts als Thee und kaltes Wasser, selten Chokolade. Er rauchte und schnupfte keinen Tabak. In aller Hinsicht war er ein sehr mässiger Mann, und aß auch eine lange Zeit hindurch des Abends gar nichts. Sein größtes Bedürfniß waren Bücher, wozu er alles, was er erübrigte, verwandte; und diese wareu ihm nie zu theuer. —

Seine Kleidung war nicht prächtig, aber elegant, immer sehr ordentlich und geschmakvoll, wobei er beständig reine und feine Wäsche liebte. Vom Spiel war er kein Freund, noch weniger vom Tanz. Nur aus Gefälligkeit spielte er bisweilen L'hombre, und verlor dann gewöhnlich. Lieber spielte er Tokadille und Billard. Große Gesellschaften waren für ihn nicht, und er vermied sorgfältig alle Gastereien. Am liebsten brachte er seine wenige Muße

in einem engen Zirkel von geprüften Freunden, unter lehrreichen oder unterhaltenden Gesprächen zu. Ein besonders lebhaftes Temperament hatte er nicht. Nie habe ich ihn recht lustig gesehen, oder laut lachen gehört. Er lächelte nur und war froh, aber immer mit einer gewissen Zurükhaltung. Seine Miene war oft schwermüthig und seine Stirne gefaltet; seine Statur von mitlerer Größe — den Kopf trug er etwas gesenkt, seine Gesichtsbildung war recht gut und regulär. Er hatte eine sehr feine Lebensart, — einen recht bescheidenen Anstand — sprach nie ganz laut, und trat gewöhnlich zurük, wenn man im Gespräch ganz nahe vor ihn trat. Immer blieb er sich gleich; ich habe ihn nie bei übler Laune — nie aufgebracht oder im Zorn gesehen. Er war ohne alle heftige Leidenschaften, die er völlig beherrschte.

Ich kenne übrigens keinen seiner Bekannten, mit so vielen ich auch von ihm gesprochen habe, der nicht von ihm ganz eingenommen war, und der das geringste Nachtheilige an ihm auszusezzen gewußt hätte. Man sagt sonst: Es ist niemand ohne Feinde. Allein ich glaube, daß er keinen einzigen Feind gehabt, wenigstens sich niemanden zum Feinde gemacht hat. Seine ausserordentliche Vorsichtigkeit war bewundrungswerth. Nie sprach er von irgend jemanden schlecht; immer beurtheilte er seinen Nächsten von der besten Seite — er verstand recht, alles zum Besten zu kehren, und wußte er nichts Gutes zu sagen, so schwieg er.

Seine Bescheidenheit war beinahe ohne Beispiel, und in ihm sahe man sie gleichsam personifizirt. — Entfernt von aller Arroganz, nahm er immer den untersten Plaz ein, kam jeden mit Höflichkeit zuvor, war

sehr zurükhaltend, nicht im allergeringsten von sich eingenommen, wußte seine grossen Verdienste sorgfältig zu verbergen, und erröthete bei jedem Lobspruch. Nie habe ich ihn von sich selbst sprechen gehört. Das Wort in Gesellschaft zu führen, war seine Sache gar nicht; aber er sprach schön und gründlich, wenn er dazu aufgefordert wurde. An Materie zum Gespräch konnte es ihm nicht fehlen; denn er hatte eine seltne Belesenheit, war mit der neuesten Litteratur ganz bekannt, drükte sich sehr gut aus, hatte ein sehr glükliches Gedächtniß, liebte die politischen Neuigkeiten, und war überhaupt ein sehr angenehmer und unterhaltender Gesellschafter.

Ausser dem Hamburger Korrespondenten hielt er die Göttingschen gelehrten Anzeigen und die allgemeine deutsche Bibliothek. Ferner besaß er die besten medizinischen Journäle, so wie seine Bibliothek

sehr

sehr ansehnlich und geschmakvoll war. Man fand darin die neuesten medizinischen, und viele zu den schönen Wissenschaften, zur Philosophie und Geschichte gehörigen Schriften — Reisebeschreibungen und Almanache. — Auch hatte er viele französische und englische Werke. Denn beiden Sprachen, so wie der Italienischen war er ganz gewachsen. Ich habe ihn einmal gelegentlich aus einem Bande von Voltaire, dessen Schriften er alle besaß, einige Seiten sofort deutsch lesen gehört, als ob es ein deutsches Buch gewesen wäre. Er schrieb einen sehr schönen französischen und lateinischen Brief, und redete zugleich beide Sprachen mit Fertigkeit. Die griechische Sprache verstand er gleichfalls, und gab darin dem ältesten Sohne des Pastor B*** Unterricht, der auch den Horaz unter seiner Anführung mit vieler Fertigkeit und Schönheit übersezte. So war er auch

in der deutschen Sprache sehr stark, und hatte darin einen ganz vorzüglichen und musterhaften Stil, so daß man seine Briefe mit dem größten Vergnügen las. Auch war er, meines Wissens, eine Zeit lang Redner in der H*** Loge, die er fast beständig besuchte.

Seine litterarischen Kenntnisse waren gewiß sehr ausgebreitet. Durch tiefe Kenntniß der Philosophie hatte er seinen Geist ganz ausgebildet. So bald nur Kants Kritik heraus kam, schafte er sich dieselbe an, las sie mit vieler Sorgfalt, und daß er sie wirklich studirt und goutirt hatte, bewies er dadurch, daß er selbige in einer Gesellschaft von Gelehrten, wo man ihn darüber befragte, mit vieler Einsicht beurtheilte, und das Eigenthümliche derselben zu bemerken wußte. Man könnte wol sagen, daß er so leicht in keiner Wissenschaft ein Fremdling gewesen

ist. — Er war ganz ausgemacht einer der allergeschiktesten Aerzte des Landes, und wer ihn hatte, konnte auf die Hülfe eines jeden andern Verzicht thun. Dies Zeugniß seiner vorzüglichen Geschiklichkeit in seinem Fache, giebt ihm ein sehr kompetenter Richter, der so berühmte Doktor B***. Er war immer sehr glüklich in der Beurtheilung jeder Krankheit, wußte sogleich die wirksamsten Mittel zu wählen; daher er auch die gefährlichsten Kuren vollendete. Beim Krankenbette war er der mitleidsvolleste, theilnehmendste Arzt — litt oft, wegen seines so äusserst empfindsamen Temperaments, mehr als der Pazient selbst, und war dann unermüdet zu helfen und beizustehen. Ganze Nächte durch wachte er oft im Krankenzimmer, und war nicht eher ruhig, bis er den Leidenden gerettet hatte. O wie viele haben ihm ihre Gesundheit und ihr Leben zu danken! Ich selbst habe mehr

als einmal seine Hülfe erfahren, und opfre ihm noch im Grabe, auf dem Altar meines seinem heiligen Andenken ganz geweiheten Herzens, den Weihrauch des tiefsten Danks. —

Er war ausserordentlich fleißig — immer wirksam und thätig, und studirte nicht selten bis nach Mitternacht. Er konnte nie ohne zu lesen einschlafen. Beständig fand man ihn mit einem Buche oder mit der Feder in der Hand — oder auch bei seiner Feldapotheke. Er schrieb sehr viel, hatte eine Menge Briefe zu beantworten, sezte die Geschichte seiner gefährlichsten Kranken, und die Heilart derselben auf, und hatte unter andern ein medizinisches Handbuch mit Papier durchschiessen lassen, das ganz mit Bemerkungen und Zusäzzen, meistens französisch oder lateinisch, angefüllt war. So studirte er beständig fort, als ob er noch auf der Akademie

demie wäre. Seine Beurtheilungskraft war so groß, als sein Gedächtniß. Aber beides, Verstand und Herz waren von gleicher Güte. Er gehörte sicher zu den recht seltenen Menschen; und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich ihn in Ansehung seiner Gelehrsamkeit und seiner Geistesfähigkeiten, mit Haller; und in Ansehung seines edlen vortreflichen Charakters, und seines sanften, frommen Herzens, mit Gellert vergleiche. Auch muß er mit lezterem, in Absicht des ganzen Betragens und Anstandes, nach der mir von ihm gemachtrn Schilderung, sehr viele Aehnlichkeit gehabt haben.

Aechte, thätige Menschenliebe war der Hauptzug in seinem Charakter. Er war ein in aller Hinsicht liebenswürdiger Mensch, und nahm gleich in der ersten Stunde der Bekanntschaft, einen jeden

für

für sich ein, — ein Mann, den ich mir ganz zum Muster gewählt hatte — allein es nicht erreichen konnte. Wie oft dachte ich bei mir selbst, wenn ich ihn stillschweigend bemerkte und anstaunte: Ach könntest du doch so sein, wie der! —

Geist und Herz — beides war in ihm bewundrungswerth! Wie ausgebildet war jener — und dieses, wie edel, wie sanft war es! — Er besaß gewiß eine professormässige Gelehrsamkeit, würde einer jeden Akademie Ehre gemacht haben, und eine Zierde des Katheders gewesen sein. Schade, daß er nicht auf seinem rechten Posten war, wo er der Welt mehr hätte nuzzen können, und sich nicht durch Schriften bekannt machen wollte, die unstreitig ihn berühmt gemacht, und einen allgemeinen Beifall erhalten haben würden. So aber wirkte er ganz in der Stille, in einem kleinen Erdenwinkel, vor der großen Welt

verborgen, und nur von seinen Freunden innigst geliebt und geschäzt, und allen seinen Bekannten verehrungswerth. —

Ich sprach von ihm mit einem vornehmen Manne, der in Deutschland, Frankreich, England und Italien gewesen war, und sehr viele Menschen kennen gelernt hatte. Nein, sagte er, einen so vollkommenen Menschen als M** habe ich nirgends gefunden. Sehr lebhaft stellte ich ihn mir vor, als ich die Predigt von Zollikofer, das Bild eines vollkommnen Mannes, der in keinem Worte fehlt, las, die unter allen seinen schönen Predigten für die beste gehalten wird. Das ist das wahre Bild meines Makeprang, dachte ich — Nur den konnte man einen solchen vollkommenen Mann nennen, auf den die ganze Schilderung paßt. Auch seine Rede war immer richtig und genau bestimmt — immer wahr — und immer wohlthätig, unschädlich

lich und unbeleidigend. Er dachte allemal erst selbst, ehe er redete; verlangte nie verständiger und weiser zu scheinen, als er war. Natürlich und ungekünstelt war seine Sprache, so wie es seine Gedanken und Empfindungen waren. Man bemerkte an allen seinen Reden einen gesunden, richtigen Verstand, eine Uebung im deutlichen und ordentlichen Denken — eine Aufmerksamkeit auf sich selbst, und eine Entfernung von allem Stolze, aller Eitelkeit, aller Pralerei, aller falschen Ruhmbegierde — eine uneigennüzzige Bereitwilligkeit, andern das, was er wußte, mitzutheilen. Und welche sorgfältige Ueberlegung und Abwiegung des Werths der Dinge, zeigte er in allen seinen Reden und Handlungen! Welch eine Festigkeit der Urtheile und Grundsäzze! welch eine Herrschaft über sich selbst und über die Eindrükke, welche die äussern Gegenstände auf uns machen! —

Alles,

Alles, was er sagte, war reiner, unverfälschter Abdruk seiner Gedanken und Empfindungen. Es war wirklich Wonne, sich mit ihm zu unterhalten. Sein Gespräch war immer lehrreich; so wie ich auch mit Wahrheit sagen kann — und dies ist sehr viel — daß ich nie ein unnüzzes Wort aus seinem Munde gehört habe. — — — Bei aller Gelegenheit bewies er die edelste Denkungsart, — Liebe zur Wahrheit und zur Ordnung — Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit — Entfernung von aller Heuchelei und Falschheit, von allen Kunstgriffen des Neides und der Eifersucht — edles stilles Gefühl seiner Würde. Das alles war ihm ganz eigen — ein liebevolles, tugendhaftes Herz — ein unermüdeter Eifer, wohlzuthun und gemeinnüzzig zu werden. Demuth, Bescheidenheit und Selbverläugnung waren seine glänzendsten Tugenden,

und

und sein Herz, so wie sein ganzes Verhalten, wurde durch Wahrheitsliebe, Tugendliebe — durch Gottes- und Menschenliebe regiert.

Doch genug von seinem herrlichen Charakter!

Er hatte unter manchen andern Vorschlägen zwei, wovon der eine für ihn besonders vortheilhaft gewesen wäre. Man suchte ihn zu überreden, sich in einer bekannten See- und Handelsstadt nieder zu lassen, wo nur ein einziger Arzt war. Er hatte dawider, da er die Praxis in der Stadt, der auf dem Lande sehr vorzog, nichts anders einzuwenden, als daß er Jenem das Brod benehmen würde, obgleich derselbe schon ein hinlängliches Vermögen gesammlet hatte, wovon er sehr gut hätte leben können. Nur seine große Menschenliebe war die allgemeine Ursache,

daß er diesen Vorschlag ganz von sich ablehnte.

Auch bemühete sich ein reicher, alter und würdiger Präsident, Herr v. B*, um ihn. Er wollte ihn gern als Gesellschafter zu sich nehmen, und ihm lebenslang jährlich hundert Dukaten aussezzen. Er könnte dabei praktisiren, wie viel er nur wollte, und sollte von niemanden als sich selbst abhängen, auch freie Equipage und Bedienung erhalten. Allein er wollte von keines Menschen Gnade leben. Er war auch in seiner eingeschränkten Lage zufrieden, und strebte nicht nach hohen Dingen. —

Auch habe ich ihn deswegen recht glüklich gepriesen, daß er keine besondre Neigung zum andern Geschlecht hatte; — wobei ich zugleich bemerkte, daß er gewöhnlich Kampher bei sich zu tragen pflegte.

Ich führe hier manches Geringfügige an; allein an einem so ausserordentlichen

Manne ist mir der geringste Zug merkwürdig.

Der Prediger, einer der würdigsten Geistlichen des Landes, bei dem er sich so lange aufgehalten hatte, wurde nach einem andern entfernten Pastorate berufen. Troz aller angewandten Mühe vieler seiner Freunde und Gönner, ihn auf eine andre Art zu versorgen, verließ er seinen alten Freund nicht, dem er noch wegen seiner Kinder unentbehrlich zu sein glaubte; und gewiß konnte sich dieser auch keinen bessern, keinen geschiktern und würdigern Lehrer und Erzieher wünschen. Er zog mit ihm nach E. — mit dem festen Vorsaz, daselbst keinen einzigen zu kuriren, weil schon in dieser Gegend ein Schwager des Predigers, seit verschiedenen Jahren, als Arzt angesezt war. Er hielt sein Wort, ungeachtet der größten Versuchungen, denen er aber zu-

lezt

lezt unmöglich wiederstehen konnte. Es ereigneten sich Umstände, die ihn, wider seinen Willen nöthigten, zu praktisiren. Inzwischen war der Unterricht der beiden hoffnungsvollen Söhne des Pastors vollendet, die mit vielen Kenntnissen auf die Akademie giengen.

Noch ehe er diesen Ort verließ, wurde er an einem Lungengeschwür sehr gefährlich krank, so daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Die Juden aus dieser Gegend versammelten sich deswegen besonders in ihrer Synagoge, um zu Gott für die Erhaltung seines Lebens zu beten. Sie hatten hiezu recht viele Ursache, da sie an ihm ihren größten Wolthäter verloren hätten. Mit der äussersten Uneigennüzzigkeit leistete er ihnen die wichtigsten Dienste. Ich war unter andern gegenwärtig, als ihm ein reicher jüdischer Handelsmann für seine Bemühung einen Pels, oder auch Zeug zu ei-

nem Kleide anzunehmen bat, das er aber durchaus verweigerte.

Seine Krankheit hatte er vermuthlich beschleunigt oder gefährlich gemacht, durch die vielen Beschwerden, die er übernahm. Es war etwa zwei Meilen von da eine alte unbemittelte Dame, die viele Jahre krank gewesen, und einen geschikten Arzt, oder auch mehrere, vergebens gebraucht hatte. Er stellte sie glüklich wieder her, gieng aber öfters zu Fuß, bei der schlechtesten Witterung, mitten im Winter dahin, und hatte sich oft erhizt oder erkältet. Indessen wurde er wieder ganz gesund — und nun konnte ihn nichts mehr bewegen, länger an diesem Orte zu bleiben, weil sein Freund, der einige Kinder hatte, dadurch an seiner Wohlfarth litte, und viele Praxis verlor. Es kostete ihm viele Ueberwindung, die liebenswürdige Familie, in deren Schooß er so viele Jahre lang, so

traulich

traulich gelebt hatte, zu verlassen; und doch war zu seiner Beruhigung kein anderes Mittel übrig. — Mit dem traurigsten empfindungsvollsten Herzen verließ er in aller Stille das Haus, und gieng so gar zu Fuß fort.

Er begab sich hierauf in eines der vorzüglichsten Häuser Kurlands, als Lehrer bei den beiden beinahe erwachsenen Söhnen des Kammerherrn und Landraths, Herrn von Korff auf Prekuln, Exzellenz. Sein Gehalt war hundert Dukaten, und nach vier Jahren sollte er, bei Beendigung des Unterrichts, tausend Dukaten bekommen. Hier konnte er mit vieler Zufriedenheit und Bequemlichkeit leben. Man kam allen seinen Wünschen zuvor, und sahe ihn nicht anders, als einen Freund des Hauses an, den man vorzüglich schätzte und wirklich verehrte. Ich habe ihn hier selbst besucht, und die Freude genossen, ihn

zufrieden und glüklich zu sehen. Doch ganz glüklich konnte er nicht sein, weil ihn sein siecher Körper hinderte, sein Leben froh zu genießen. — Bis an sein Ende war er inzwischen mit rastloser Thätigkeit zum Wohl der Menschheit beschäftigt. Noch zulezt, da er schon matt wurde, ließ er sich mit Gefahr seines eigenen Lebens, in den Wagen heben, um einen entfernten Freund, der gefährlich krank war, zu besuchen, — und rettete ihn.

Doch ach! er selbst lebte leider nicht lange mehr. Er starb an der Auszehrung den 30 Nov. 1789.

Die Pflege und Sorgfalt, die er bis an das Ende seines verdienstvollen Lebens in diesem hohen Hause genossen, verdient allen Ruhm; und die Aufmerksamkeit, mit der man ihn behandelte, macht dem erhabnen menschenfreundlichen Charakter dieser Herrschaften Ehre. Gott vergelte Ihnen

Ihre Liebe — Ihre Treue gegen meinen verewigten Freund, und segne Sie durch das vorzüglichste Glük der spätesten Nachkommenschaft! Die gefühlvolle, verehrungswürdigste Dame dieses Hauses hat gewiß Ströme von Thränen bei seinem Hintritt vergossen, und kann noch nicht ohne innige Wehmuth an sein Ende denken. Wie viele Thränen edler, guter Menschen flossen bei seinem Grabe, und nezten seinen Leichenstein! — Und Thränen der Tugendhaften — sagt ein beliebter Schriftsteller — sind die wahren Lobreden der Sterbenden. Es ist ein süsser Gedanke für sie, wenn sie sich schmeicheln können, daß ihr Tod beweint wird. Dies ist ein grösserer Ruhm, als wenn die eigennüzzige Schmeichelei, mit thränenleeren Augen, ein prächtiges Denkmal über die Gebeine des vergessenen Todten aufrichtet. — Und der königliche Philosoph zu Sanssouci sagt:

Glüklich sind diejenigen, die in ihrem Tode den Trost haben, zu wissen, daß sie die Thränen dererjenigen verdienen, welche sie überleben!

Es sind zwei Reden, die bei seinem feierlichen Leichenbegängniß gehalten worden, zu Mitau gedrukt.

Die eine, welche sehr wohl gerathen ist, und allgemeinen Beifall erhielt, hat den Präpositus Baumbach zu Durben, einen geliebten Kanzelredner, zum Verfasser, der ihn aber lange so genau nicht gekannt hat, als ich. Indessen wird sie gewiß von Jeden, der auch den Gegenstand derselben nicht gekannt, mit dem wärmsten Interesse gelesen werden. Man findet darin eine schöne Schilderung von den Geistes- und Herzensvorzügen des Verewigten, die den Leser zur Verehrung und Bewunderung des großen Mannes hinreißt!

Eine Thräne auf Sein Grab! —

Er verließ mit völliger Ergebung in den Willen des Allmächtigen, mit Standhaftigkeit und mit getrosten Muth diese Erde, die Seiner nicht länger werth war, und schlummerte sanft hinüber in eine bessere Welt.

Wer so fromm — so gut gelebt hatte; der konnte auch so ruhig sterben! — —

Ach! Du starbst mir viel zu früh, bester, einziger Freund! — Nichts wäre mir auf dieser Welt zu theuer — nichts zu werth gewesen, was ich für Dich nicht gerne aufgeopfert — herzlich gern dahin gegeben hätte. War mir doch auf dieser ganzen Erde, wahrlich nichts so lieb, als Du! — Ach! ich habe vie — sehr viel an Dir verloren. — Unersezlich ist mir Dein Verlust. Bange Schwermuth senkt sich tief in meine Seele, seitdem Du nicht mehr bist! — Doch Dein Geist soll

überall mich leiten — mich begleiten bis ins Grab.

Ueberall umschwebst Du meine Spuren,
Und Dein Hauch berührt im Zephir mich —
Zittert auf dem Mondstrahl durch die Fluren,
Und in jedem Veilchen pflük ich Dich, —

Der Du wandelst über Millionen Sternen — schwebst durch tausend Sonnenfernen — schaust Gottes Angesicht! —

Friede sei mit Deiner Asche! —

Sie ruht unweit dem Hofe, auf einem Hügel des freien Feldes. — Wanderer! gehe hier nie vorbei, ohne sie zu segnen. Stehe still, von heiliger Ehrfurcht durchdrungen, vor den versenkten Gebeinen dieses unsterblichen Mannes, und stärke dich, auch so gut, so edel zu sein, wie er es war! —

Prekuln wird mir allein durch den Tod dieses Weisen ganz unvergeßlich sein; — und aufrichtig bekenne ich, daß

ich meinen Vater nicht so sehr beweinet habe, als Ihn. — Man kann auch von Ihm sagen, wie von dem berühmten Wiener Arzt Stoll:

Wünscht Aerzten, seine Kunst,
Und Königen — sein Herz! — —

Makeprang! In Deiner Ueberwinderkrone
Senke Deinen Freundesblik auf mich —
Bete für mich an Jehovas Throne. —
Und Jehova höret Dich.

Schwebe, wann der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab;
Schwebe, wann mein Todeskampf beginnet,
Auf mein Sterbebett herab;

Daß mit Dir ich durch die Himmel schwebe,
Wonnestrahlend und beglükt, wie Du —
Und mit Dir auf einem Sterne lebe,
Und in Gottes Armen ruh!

Dank Ihnen hier öffentlich, mein Bester! für diese treue und schmeichellose Schilderung Ihres unvergeßlichen Freundes, —

des, — so wie für manchen freundschaftlichen Dienst und Ihren täglichen Besuch, wodurch Sie mir sechs Monate hindurch, manche bittre Stunde meines Lebens versüßt haben! —

XVI.

Wenn auch gleich Erziehung und der erste Unterricht nicht immer zur Bestimmung des äussern Glüks etwas beitragen, — denn dieses hängt nur noch zu sehr von der zufälligen Konkurrenz verschiedener Nebenumstände ab, so tragen sie doch ganz gewiß zu dem weisern und zwekmässigern Gebrauch der Glüksgüter, — was man eigentlich Glükseligkeit nennt — sehr viel bei.

Ich habe einen Mann kennen gelernt, der in allem Betracht eine nur sehr einfache

Erzie-

Erziehung mochte genossen haben, und auch nur sehr wenig, — wie man zu sagen pflegt — aus der Schule gebracht hatte. Auch hinterliessen ihm seine Eltern wenig oder gar kein Vermögen. Aber dem ungeachtet ist er gegenwärtig, was die Materialien seiner Handlung betrift, einer der ersten Handesleute seines Orts. — Er ist verheirathet, und hat meines Wissens auch mehrere Kinder. Sein ganzes Aeusseres verräth einen wolgenärten, vollsaftigen und cholerischen Mann zwischen vierzig und funfzig Jahren. — Hört man ihn sprechen, so weiß man schon in den ersten zehn Minuten, wen man vor sich hat. Er betrachtet einen, besonders Fremde, von oben bis unten, befühlt das Tuch des Kleides, welches man an hat, frägt, wo man es gekauft, und wie viel man dafür bezahlt habe, versichert, daß er in seinem Laden es noch fast besser für den Preis

habe, —

habe, — und schließt endlich damit: Wenn Ihnen etwas aus meiner Bude gefällig ist, so bitte ich ganz ergebenst (hiebei macht er eine fast zu niedrige Verbeugung) mir die Ehre Ihres Besuchs zu gönnen. — Merkt er, daß der Passagier Geld hat, nun so nöthiget er ihn auch wol zum Koffee oder zu einem magern Mittagsessen zu sich, um ihn dadurch desto mehr zu verpflichten — seine oft schlechte oder verlegene Waare für baares Geld zu erhandeln. —

Die Grundsäzze oder vielmehr die Lieblingsneigungen des Mannes, — denn Grundsäzze hat er eigentlich gar nicht, — drehen sich alle um den einzigen Punkt des Reichwerdens herum. — Er ist ganz Kaufmann mit Leib und Seele, und wie mir seine Bekannten haben versichern wollen; — denn Freunde hat er eigentlich auch nicht, oder wenigstens nur aus Inte-

Interesse, — so ist er ein sehr vorsichtiger und dabei sehr glüklicher Kaufmann. — Blos seinem mechanischen Fleiß und sogenannten blinden Glük, — keinem merkantilischen Raffinement oder Spekulazionsgeist, hat er sein äusseres Glük zu verdanken. — Dennoch aber glaubt er: Gott habe ihm selbst seine gegenwärtige Glükslage schon in seiner Kindheit im Traume angedeutet. — Es träumte mir einstens (dieses hat er mir sehr oft erzählt) daß ich mit dem Nachbars-Sohne, meinem Spielkammeraden, hoch über die Wolken hinweg bis zum Wohnsitz Gottes und aller Seligen erhoben würde. Da erschien uns auf einmal der liebe Gott — ein alter sehr ehrwürdiger Greis! — und gab mir ein großes Stük Butterbrod; — und Ihrem Reisegesellschafter? fragte ich: — Gar nichts antwortete er. — Und so ist es auch wirklich eingetroffen. Mich hat der liebe Gott gesegnet,

gesegnet, und ihm ist es noch bis izt immer sehr schlecht gegangen. —

Am allersonderbarsten und auffallendsten aber hat mir immer die ganz eigene und pünktliche Lebensart des Mannes geschienen, die einen Tag wie den andern, die nämliche ist, — und die, wenn sie nur in einzelnen Stükken nicht zu sehr übertrieben wäre, allgemeine Empfehlung und Nachahmung verdiente. — Denn Ordnung in unsern Berufsgeschäften und übrigen Handlungen ist ja bekanntlich die Seele des menschlichen Lebens. — Ich habe vieles selbst beobachtet, und manches andre aus seinem eigenen Munde oft gehört. — Er liebt überhaupt keine großen Gesellschaften, — bittet keinen Menschen zu sich, und geht auch zu keinem, ausser daß er nun schon seit einigen Jahren zweimal des Tages Vormittags und Abends ein Weinhaus besucht.

Des Morgens steht er im Sommer um sieben, und im Winter um halb acht Uhr auf, — wäscht und kleidet sich, betet, trinkt Thee, und geht um acht Uhr in seinen Laden. Vier Stunden hinter einander geht er nun hier auf und ab, erwartet und lokt auf die possierlichste Weise Käufer und Käuferinnen herbei, überredet und übervortheilt, — schneidet und scharrt Geld zusammen; — oder läßt doch wenigstens keinen Bekannten vorbei gehen, den er nicht anhält, und sich nach Neuigkeiten bei ihm erkundigt. So bald die Glokke nur zwölf schlägt, und anders nicht viele Käufer in seiner Bude sind (denn er traut keinem seiner Untergebenen, und vielleicht sich selbst nicht) so geht er in ein nicht weit von ihm entlegenes Weinhaus, und nimmt gewöhnlich seinen ihm schon bestimmten Plaz ein. Den Eingang zu seiner Unterhaltung macht meistentheils die gegenwärtige Witterung.

Dann erzählt er sogleich seine empfangene Neuigkeiten, die ihm dieser oder jener Vormittags mitgetheilt hat; oder er liest auch die dort herauskommenden politischen Zeitungen, — denn auf die auswärtigen achtet er gar nicht, ob er gleich die Erlanger selbst hält, und andern, aus gütiger Gefälligkeit, zum Lesen überreicht. — Während dieser Beschäftigung trinkt er nun sein Quartierchen alten Franzwein, wozu er ein Spizglas voll Mallaga gießt, oder ein Quartierchen und ein Spizglas voll Rheinwein. — Um halb ein Uhr geht er nach Hause, sezt sich mit seiner Familie zu Tische, und geht alsdann sogleich wieder in seine Bude. Um vier Uhr geht er in sein Schlafzimmer, welches neben der Bude ist, und trinkt zwei Tassen Koffee, geht hierauf wieder in den Laden zurük; und um sechs Uhr, wenn anders keine Geschäfte, Geldzählen, oder Sortieren, Briefeschreiben (denn er

führt

führt seine Korrespondenz selbst) ihn daran hindern; begiebt er sich zur Mittagsruhe, und zwar so förmlich ausgekleidet, wie Nachts. — Oft schläft er bis halb acht, zuweilen auch bis gegen acht Uhr. — Gleich nach acht Uhr kommt er wieder, so wie Vormmittags in das vorhin gedachte Weinhaus, und nachdem er seinen Plaz eingenommen, so ist dann gewöhnlich die erste Frage an die Wirthin des Hauses: Haben Sie schon für mich etwas besorgt Madame (denn er speißt keinen Abend zu Hause.) — Bis ihm das Essen gebracht wird, unterhält er sich mit den gegenwärtigen Personen, so wie Vormittags, über Stadt- und andre Neuigkeiten, — wobei auch mitunter wol etwas Liebloses über seinen Nebenmenschen vorkommt, welches er dennoch gemeiniglich aus Furcht der Züchtigung, einem oder dem andern als eine große Heimlichkeit ins Ohr raunt,

 gewiß

gewiß aber schon vorher mehreren andern gesagt hat, oder noch sagt.

Präzise neun Uhr muß er schon abgegessen haben, dann stekt er sich eine Pfeife Tabak an, und nachdem diese völlig in Brand gesezt worden, so geht er, einer kleinen Nothwendigkeit wegen, vor die Hausthüre, und bleibt, nach deren Beendigung, auch noch so einige Minuten dort stehen, und beobachtet den Himmel. — Bei seiner Wiederkehr in das Zimmer ist gemeiniglich das erste Wort entweder: Es ist recht kalt, — windig, — regnicht draussen, — es ist so dunkel, daß man nicht eine Hand vor sich sehen kann, — oder, wir werden Frost bekommen, — der Himmel ist überaus heiter und hell ausgesternt, — u. d. gl. — Und man kann sich hierin sicher auf ihn verlassen, denn er sieht wenigstens noch recht gut. — Mehr als eine Pfeife raucht er nicht, nur trinkt

er

er um desto mehr; denn zwei Bouteillen Bier nimmt er gemeiniglich in der einen Stunde von neun bis zehn Uhr fast ganz allein zu sich, die er noch über dies aus seinem Hause dorthin bringen läßt, und für jede Bouteille dem Wirth eine kleine Vergütigung zugesteht. — Oft spielt er auch wol eine halbe Stunde vor dem Essen, und eine Stunde nachher, mit einigen Gästen, die er aber genau kennen muß, eine Parthie Tarok; doch nur um eine Kleinigkeit.

Präzise zehn Uhr greift er sogleich nach Stok und Hut, läuft in einem Zuge, mit dem Wunsche einer angenehmen Ruhe, oder wohlschlafenden, geruhsamen Nacht, an alle Gäste, zum Zimmer hinaus. — Schon erwartet man ihn alsdann in seinem Hause, und schon brennt die englische Lampe in seinem Zimmer, worauf er sich recht viel zu gute thut, weil

er sie sich aus England selbst verschrieben, und sechs Dukaten dafür bezahlt hat; ob man sie gleich izt schon für noch weniger als den dritten Theil in Berlin kaufen kann. Sogleich bei seinem Eintritte ins Zimmer hält er den Perpendikel seiner Flötenuhr an, den am folgenden Vormittage wieder um zehn Uhr sein Stubenmädchen in Bewegung sezzen muß. Hierauf entkleidet und wäscht er sich, nimmt alsdann einen Schnapps und geht wieder vor die Thüre, der kleinen Nothwendigkeit und wiederholender Wetterbeobachtungen wegen, — verschließt nunmehr die Hausthüre, geht in sein Zimmer zurük, legt den Hausschlüssel auf den Tisch, wo überhaupt dieser, so wie die Uhr, die Knieschnallen, der Geldbeutel, das Gebetbuch, die Lampe und noch verschiedene andre Dinge, jede ihre besondere Stelle einnehmen. — In dem Zwischenraume von ein Viertel

nach

nach zehn bis eilf Uhr besucht ihn gewöhnlich seine liebe Gattin, und er unterhält sich alsdann mit ihr über häusliche Pflichten. — Oft besucht ihn auch in dieser Zeit noch einer seiner Nachbarn. —

Präzise eilf Uhr wird die zweite Pfeife angebrannt, und während dem Rauchen derselben, spaziert er, wenn er allein ist, im Zimmer auf und ab, macht Projekte, merkantilische Kalküle u. d. gl. — Und wenn ich denn nun so am Ende von der Tagesarbeit ermüdet, bereits schläfrig und zur Ruhe geneigt bin, und überhaupt nicht mehr Lust zum Denken habe, pflegt er oft zu erzählen, so lese ich alsdann noch des Königs (Friedrich des zweiten) Werke!!! —

Gegen zwölf Uhr begiebt er sich gemeiniglich zur Ruhe. Der kommende Morgen, Tag und Abend ist dann wieder so, wie der

vorhergehende und nächstfolgende. — Nur leidet diese Lebensart darin einige Abänderung, daß er nämlich die Sommermonate hindurch Abends nicht in das Weinhaus, sondern in seinen Garten geht, und dort auch schläft; — daß er ferner, wenn ihn Geschäfte Mittags auszugehen abhalten, er entweder seinen Wein zu Hause trinkt, oder statt dessen einen Schnapps nimmt, und daß er endlich Sonntags in dem Garten, und im Winter in der Kirche, oder zu Hause, seinen Vor- und Nachmittag zubringt, — Briefe schreibt, oder seine Handlungsbücher in Ordnung bringt, oft auch verschläft.

Seine lieben Kinder würden wie die Pilze aufwachsen, wenn sie nicht eine so gute Mutter hätten. Das einzige Vergnügen, welches er ihnen noch macht, ist: daß er bisweilen die Flötenuhr spielen läßt, — und sie darnach tanzen müssen; —

sen; — und daß er den Winter über auf drei Billete zum Schauspiel abonnirt, welches sie dann wechselsweise besuchen müssen, so wie er es auch selbst bisweilen besucht. — Freilich wird er das auch so einzurichten wissen, daß, da die Direktion verschiedenes bei ihm zu kaufen pflegt, wenigstens der Vortheil, — wenn nicht das Ganze, doch gewiß die Hälfte des Abonnements mit ausmacht. —

Er ist übrigens ausserordentlich schüchtern in großen Gesellschaften, und spricht alsdann auch kein Wort. — Er wartet fast bis zum Geilwerden seines Leibes, und freut sich recht innigst, daß er als Kirchenvorsteher nach seinem Tode weder das Grab noch das Beläuten werde bezahlen dürfen. —

So sonderbar nun auch die wahrhafte Schilderung dieses Mannes ist, so treuherzig und aufrichtig ist er dennoch, wenn

man ihn erst recht genau kennt; — aber gewiß nur aus Gefühl, — nicht aus Ueberzeugung. — Doch muß man ihm ums Himmels willen nichts schuldig sein, — oder sich über ihn aufhalten wollen. Das erste verträgt er als Kaufmann, und das leztere nach seinem Temperament nicht.

XVII.

Ich reiste vor einigen Jahren mit dem pr. Fuhrmann von M** nach L**, und fand zu meinen Reisegesellschaftern, ausser einem Juden und einem Kaufmann aus D** noch einen mir schon beim ersten Anblik sehr interessanten Mann. Ich kann nicht leugnen, daß ich ihn nach seinem Aeussern (denn man denke sich einen kleinen hagern Mann, mit großen Augen, — einer Habichts=

bichtsnase und einer Platte auf dem Kopf, in einem grün betreßten Kleide) für einen Zahnarzt, oder nach seinem nachmaligen Gespräch, für einen verdorbenen Theologen, oder Exjesuiten hielt. Wir hatten schon einige Meilen zurükgelegt, und noch kein Wort mit einander gewechselt. — Er betrachtete mich, und ich ihn; als auf einmal der Fuhrmann bei einem Kruge anhielt, und uns andeutete, daß wir hier zu Mittag essen würden. Wir stiegen also aus, und ich forderte zuerst vom Wirth einen Schnapps oder ein Schälchen, wie man es dort zu nennen pflegt. — Wollen Sie nicht auch Schälchen, mein Herr, sagte ich zu dem Zahnarzt oder Exjesuiten, denn noch kannte ich ihn nicht. — Nein, erwiederte er im pathetischen Tone, ich trinke nichts irrdisch Geistiges mehr, — seitdem mein himmlischer Geist durch die Gnade Gottes erleuchtet, — und ich da-

durch

durch zu einem neuen Menschen wieder geboren bin. — Ha, dachte ich bei mir selbst, der Mann ist ein Religiöser — oder ein Freimaurer, — Rosenkreuzer, — Martinist, — Illuminat, — Goldmacher — oder doch wenigstens ein Schwärmer.

Bei Tische schien er mir die Speisen mehr chemisch untersuchen als geniessen zu wollen, aß kein Fleisch, sondern nur Suppe und Brod. — Der Jude schien ihn als einen Abgesandten des Messias zu betrachten, und sagte mehrmals zu mir: Das ist ein gar kluger Herr. Doch schienen ihn auch zum Theil die Tressen auf dem Kleide dieses Ehrenmannes zu diesem Geständnisse zu berechtigen. — Wir fuhren bald darauf weiter, und unterhielten uns bis zu unserm Nachtquartier, über verschiedene Dinge; — über Krieg und Frieden, über die Verhältnisse dieser und jener Höfe gegen einander, — über Witterungs-

terungsbeobachtungen, — über Medizin und Rechtsgelahrtheit, und über noch verschiedenes andre. Doch glaubte ich bei allen seinen Unterhaltungen immer den Theologen zu bemerken. Abends aß dieser sonderbare Mann gar nichts, entkleidete sich sogleich, als wir nur im Nachtquartier angekommen waren, und trank seinen Thee im Bette. — Wir sprachen indessen noch immer mit einander fort, und so bald ich nur etwas gegessen hatte, legte ich mich auch sogleich nieder. —

Kaum hatte ich das Licht ausgelöscht, so fieng unser Gespräch erst an recht interessant zu werden. — Denn die im Nebenzimmer bald anfangende Ratten- und Mäusejagd, führte uns auf Geister und Gespenster und andere damit verwandte Dinge. — Er beschloß eine lange und weitläufige Demonstration, die Möglichkeit der Gespenster und erscheinenden

Geister

Geister betreffend, — wovon ich aber kein Wort mehr behalten habe, — damit: Glauben Sie nur, es war auch eine Zeit, da ich an allem zweifelte, weder an Gott noch an Unsterblichkeit glaubte, aber die Schriften zweier gelehrter Männer in C** die ich bald zu sprechen hoffe, die Schriften des Superintendent O** und des Präpositus St** haben mich bekehrt. Durch sie bin ich auf den rechten Weg gekommen, und wieder geboren worden, — und was er übrigens noch mehr zum Ruhme jener Männer und zur Versicherung seiner Erleuchtung durch sie sagte. Allein ich hatte ihn schon lange genug angehört, alles bejaht und bekräftigt, und ihn dadurch schon auf den folgenden Tag treuherzig gegen mich gemacht; ich war aber müde von der Reise, wünschte ihm also eine gute Nacht, und schlief auch bald darauf ein.

Wir fuhren schon am folgenden Tage sehr früh weiter, doch ich wußte immer noch nicht, wer der Mann war. — In L** fanden wir bei unserm Abtritt in einem Gasthofe, die Frau des Hauses eben mit einem Kanarienvogel beschäftigt, der in den lezten Zügen zu sein schien. — Kaum hatte mein erleuchteter Reisegefährte dieses gesehn, so sagte er: O dem wollen wir bald helfen. — In wenigen Augenblikken brachte er ein Pülverchen aus seinem Kasten, das er dem Vogel eingab, und es dauerte keine Stunde, so flatterte der Vogel schon wieder in dem Bauer herum, und fieng auch wieder zu fressen an, welches er seit einigen Tagen nicht sollte gethan haben. Dieses erregte nun allgemeines Aufsehen, und man betrachtete ihn als einen großen Wundermann. — Ich konnte mich nun unmöglich länger enthalten, ihn zu fragen: wer er sei? Er antwor-

antwortete mir: Ich bin der Baron H**. – Doch nicht der Erfinder des Luftsalzes? – erwiederte ich. Nein, sagte er, das ist mein Bruder. — Ich hielt ihn aber demungeachtet nunmehr dafür; besonders da dieser Vorfall mit dem Kanarienvogel dazu gekommen war. Wir trennten uns am folgenden Tage; ich blieb noch einige Zeit in L** und er reiste weiter nach M**. Als ich einige Monate nachher nach M** kam, erfuhr ich wirklich, daß es der Baron H**, der Erfinder des Luftsalzes gewesen sei, daß er den Herrn Superintendent O** besucht, und dieser ihm sehr gefallen habe. Weniger zufrieden soll er mit dem Präpositus St** gewesen sein, den er nach seiner Versicherung anders gefunden, als er vermuthet habe, und der ihm wahrscheinlich mit seiner rothen und weißen Elementarerde, – ebenfalls eine Schwärmerei,

merei, wie die des Baron H**! — bei der Anpreisung seines Luftsalzes, in den Weg gekommen ist.

XVIII.

P****r — war der älteste Sohn armer Eltern. Seine Mutter wollte sich an einem Professor der morgenländischen Sprachen, während ihrer Schwangerschaft, versehen haben, — denn ihr Erstgeborner schielte besonders mit dem einen Auge gewaltig. — Schon die zwar einfache, aber immer gute und zwekmäßige Erziehung, so wie auch der erste Schulunterricht war für unsern P** nicht ohne Nuzzen. — Eltern und Lehrer erkannten an ihm einen nicht nur guten und folgsamen Sohn und Schüler, sondern auch gewiß einen viel-

versprechenden Knaben. — Er äusserte auch schon in seiner frühen Jugend sehr viele Neigung zum Studieren, obgleich seine Eltern ihrer mäßigen Glüksumstände und seiner übrigen vielen Geschwister wegen, auf keine Weise darein willigen konnten. — Er mußte sich also zu einem Handwerk entschließen, — und „warum ich das eines Schneiders wählte, — sagte er nachmals sehr oft, — dazu hatte ich auch meinen zureichenden Grund.“ — Ein Jahr und darüber war er unter dem Joche der Nadel und Scheere — las aber dem-ungeachtet insgeheim noch immer gute Bücher, — bis endlich der Drang seines Herzens zu groß wurde, und der innere Trieb seiner Seele zum Studieren, alle Gegenvorstellungen und Hindernisse besiegte; und er so zulezt doch glüklich seinen Endzwek erreichte, — da er besonders von einigen vornehmen Personen sich nicht nur Unter-

stůzzung zu versprechen hatte, sondern sie auch wirklich in der Folge genoß.

Er hatte nun schon in den niedern Schulen sich gute und nůzliche Vorkenntnisse erworben, und wurde daher sehr bald in das vaterlåndische Gymnasium als Schůler der zweiten Klasse aufgenommen, widmete sich der Gottesgelahrheit, studierte aber besonders Physik und ganz besonders Mathematik, — vernachlåssigte aber darůber alle sonstige Schulstudien und Wissenschaften, die ihn doch eigentlich zu seinem Hauptzwek fůhren sollten. Innerhalb zwei Jahren brachte er es besonders in der Mathematik sehr weit, so daß es ihm nicht nur mỏglich, sondern auch wirklich schien; er habe die Quadratur des Zirkels erfunden. — Er ůberreichte seinem Lehrer dem dasigen Professor der Mathematik seine Arbeit, und dieser růhmte zwar seinen Fleiß, zeigte ihm

aber demungeachtet hie und da offenbare Fehler, die er zwar dem Anschein nach verbesserte, dennoch aber wieder neue Fehler begieng. — Allein unser P** glaubte; es wolle ihm sein Lehrer wahrscheinlich nicht die Ehre der Erfindung lassen, gieng darauf zu Fuß nach einer benachbarten Universität, und übergab seine ihm schmeichelnde Erfindung dem damals noch lebenden berühmten Professor B** zur Uebersicht. Dieser sagte ihm das nämliche, was er schon von seinem Lehrer gehört hatte. — Er kehrte nunmehr ganz unwillig in seine Vaterstadt zurük, und beschloß mit dem ersten Schiff nach St. P*** zum großen E** zu reisen. — Ein Schiffer, der jährlich mehrmals dahin zu reisen pflegte, — sein Freund, — nahm ihn unentgeltlich mit.

Am Schlusse des Sommers 77 kam er in St. P** an, gieng sogleich zum sel. E**, und

und überreichte ihm seine Arbeit. Dieser würdige Greis gab sich nun wirklich die Mühe, sich viele Stunden lang mit ihm zu unterhalten, und seine Exempel auf der Tafel von ihm vorrechnen zu lassen. — Das Resultat war endlich dieses, daß E** ihn fragte: nun was bleibt übrig, mein Sohn? — Null, antwortete P**. — Siehst du also wol — sagte E**, — eben so ist es auch mit deiner ganzen Erfindung der Quadratur des Zirkels, — Null und Nichts! — Allein ich sehe doch daraus, daß du einen fähigen Kopf hast, und ich will für dich sorgen. Er erfüllte auch sehr bald sein Versprechen, und verschafte ihm einige Informationen.

Im folgenden Jahre wurde er Kantor an der P** Schule, — weil er auch etwas Musik verstand; — verheirathete sich bald darauf, und war schon in seinem zwanzigsten Jahre Vater eines Sohnes. —

Er predigte sogar in verschiedenen dortigen lutherischen Kirchen, — mit Beifall. — Allein im zweiten oder dritten Jahre seines in aller Absicht häuslichen und bürgerlichen Glüks, — wurden ihm, unter sehr guten Bedingungen, sechs oder acht Waisenkinder zum Unterricht und Erziehung von einem reichen Handwerker ins Haus übergeben. — Nach einem längern oder kürzern Aufenthalte dieser Waisen in seinem Hause, bemerkte er sowol, als auch seine liebe Gattin, einen verdächtigen Ausschlag am ganzen Körper, überhaupt Zufälle, die etwas Lustartiges verriethen, — sich auch sehr bald durch die Muttermilch auf den unschuldigen Sprösling fortpflanzten, und überhaupt auch schon an allen Waisenkindern bemerkt wurden. — Bei einer sorgfältigen Untersuchung entdekte man nun sehr bald, daß die Nates des einen Knaben, durch bösartige Geschwüre, fast ganz zerfressen waren, —

ren, — und nunmehr höchst wahrscheinlich durchs geheime Gemach, das Gift auf alle übrige Personen war überbracht worden. — Der leidende Knabe gab die teuflische That eines gemeinen Fuhrkerls — (der gewiß auch nicht gesund war) als Ursache seines Uebels an.

Es wurden hierauf die Waisenkinder dem Kantor sogleich abgenommen. — Er selbst und sein liebes Weib liessen sich kuriren. Der Säugling starb. — Diese unglükliche Begebenheit wurde nun bald allgemein bekannt. — Die Urtheile des Publikums waren verschieden. — Feinde und falsche Freunde, mit Gleisnermienen und in Schafskleidern, — verspotteten, — verläumdeten, — und beschuldigten den Unschuldigen — es blieb ihm zulezt zu seiner Ruhe weiter nichts mehr übrig, — als seinen Posten freiwillig aufzugeben, welches er denn auch bald darauf that.

Er errichtete nunmehr eine kleine Pensionsanstalt, — gab verschiedenen jungen Leuten Privatunterricht in der Geschichte, Geographie und besonders in der Physik und Mathematik, — legte sich ganz besonders auf das Studium der Taktik, und äusserte sehr viele Neigung, noch einmal in Kriegsdienste zu gehn, welches ihm aber sein besonders durch die lezte Krankheit schwächlicher Körper auf keine Weise verstattete.

Wenige Jahre vor seinem Tode wurde er Professor der Physik bei einer dortigen öffentlichen Erziehungsanstalt, — lebte hier in einem kleinen Kreise von rechtschaffnen und biedern Männern, — ward aber auch hier verkannt — beleidigt, — und hatte bald mit diesen bald mit jenen Widersachern zu kämpfen. — Er war ein überaus unternehmender — thätiger und ganz zur wärmsten Freundschaft von der

Natur

Natur bestimmter Mann. Hätte er nur zwekmäßiger und gründlicher studiert, so würde er unstreitig — wie viele behaupteten — ein großer Mann geworden sein. — Auch war er ein ziemlich guter Dichter, reich an Erfindung, und hatte sehr viele Anlagen zum Wiz. — Nur in der Ausführung war er oft minder glüklich. Sein Stil war noch zu unbiegsam, oft holpricht, und sein Ausdruk nicht selten zu niedrig. — Er war ein treuer Gatte, — ein lieber Vater, — ein guter Lehrer, — ein redlicher Freund, ein eifriger M**r. — Die L** H**, und der dortige B** Klubb haben ihm vieles zu verdanken. — Er starb im November 87, und hinterließ eine zärtliche Gattin und drei noch unerzogene Kinder in sehr dürftigen Umständen. — Sanfter Friede seiner Asche!

Ich habe verschiedenes von seinen Schriften gelesen, unter welchen mir —

ausser einigen Gedichten — wovon sich auch verschiedene sehr artige Proben in den Liedern der g. u. v. L** H** St. P** 1789. befinden — ein kleiner Band, der Beobachter überschrieben; und die nachfolgende Standrede am besten gefallen haben.

An die Leidenden

bei ihrer Rükkehr von der Begräbnißfeier

der Frau

J. C. G** geborne Sch**.

St. P** 1784.

Weggehn, meine Lieben! ist so was gewöhnliches, daß wir selten Abschied nehmen, noch seltner aber unsern Freunden sagen, wohin wir gehen. Auch ist das nicht immer nöthig, möchte etwa dann nur nöthig

sein,

seyn, wann der Ort, wohin wir wollen, weit, und der Weg gefährlich ist: denn, man kommt ja einmal wieder zurük, und verdoppelt, durchs Hinweggehen und Wiederkommen, Freundschaft und Freude. Aber — hinweg gehen und nicht wieder kommen, das füllt Herzen zurükgebliebener Freunde mit Betrübniß an; das schlägt eine Wunde, die leicht zu kennen aber schwer zu heilen ist. Auch uns ist eine solche Wunde geschlagen, das zeugen unsre Geberden, unsre Kleidung, die beklemmte Stille, mit der wir dem Sarge folgten, und die Thränen, die ich hie und da noch weinen sehe. Sie, die Begleiterin unsers Freundes auf dem dornigten Pfade des Lebens, — auch Sie ist hinweggegangen, woher noch keiner zurük kam! Zum leztenmal haben wir ihrer zurükgelassenen Hülle Lebewohl gesagt: Zum leztenmal war Sie in der Herberge der Entschlafenen in unsrer

Gesell-

Gesellschaft: Wir werden sie nicht mehr sehen, denn sie ist hinweggegangen, woher noch keiner zurük kam. Vergebens würd ich versuchen die Wunde zu heilen, die nur die Zeit allein zu heilen vermag: Aber Balsam möcht' ich gerne in eure Wunden gießen, meine Lieben! die ihr Trostes bedürft, in Eure Wunden, die ihr durch Thränen Linderung sucht, aber sie nicht erhaltet. — O! vermöchte ich doch mehr als Thränen! —

Sie ist zwar hinweggegangen, unsre Freundin, woher noch keiner zurük kam, aber sie ist hingegangen, wohin wir ihr einst folgen werden. Der Weg ist nicht so lang. Der Weg durchs Grab ist ein kurzer Weg. Auch ist Verwesung nicht so schreklich, und die Gesellschaft der Todten ist nichts weniger als furchtbar. Freilich müßten wir vor dem Gedanken ans Grab schaudernd zurükbeben; hätte die Hülle,

die wir ablegen, noch im Grabe alle die Empfindung, all' den Sinn, den sie im Leben hatte. Schreklich würde es sein, Verwesung zu fühlen, noch schreklicher, sich selbst vermodern zu sehen. Schreklich würde es sein, in einer verschlossenen Höle immer sich näherndes Verderben zu hören, Rettung suchen wollen, und sich nicht retten können. Aber das alles — das alles ist nur im Leben, nicht bei einem Entschlafenen möglich. Denkt euch Sinn und Empfindung, die mit dem lezten Pulsschlage auch zugleich aufhören, — denkt euch Sinn und Empfindung von einem Todten hinweg, und Grab und Verwesung verlieren all' ihre Schrekken. — Weint also nicht, meine Lieben, über das Schiksal, das der erblaßte Körper unsrer Freundin haben wird. Von der Erde nahm der Urvater alles Lebens, Körper, lieh diesem einen, jenem einen, nicht, daß er ihn be-

halten

halten sollte, sondern daß er ihn nur so lange gebrauchen sollte, als er für seinen edelsten Theil paßte. So legen wir, wenn wir noch in den Jahren des Aufwachsens sind, ein Kleid, das noch gut ist, ab, weil wir so groß geworden waren, daß es uns nicht mehr paßt. Wer langsam wächst, trägt sein Kleid länger.

Aber, weint auch nicht um das Schiksal des Wesens, das in der erblaßten Hülle, die sich in dieser Behausung von ihm trennte, seine Wohnung einige Zeit lang gehabt hat. In den Händen des Vaters unser aller, der ihm die Hülle zutheilte, wartet es izt, wenn es ihm gefallen wird, ihm eine neue Hülle zu geben. Dann steigt die denkende Seele weiter, nimmt immer größern Umfang ein, bekommt einen weitern Gesichtskreis, ein größeres Wirkungsfeld, entfernt sich immer mehr von dem, den sie nie erreichen kann, ihrem

Wesen nach, und nähert sich ihm an Kenntniß. Unterdessen modert die Hülle im Grabe, und schmükt sich zur neuen Vereinigung mit dem Wesen, das größern Umfang einnehmen soll; denn aus dem Korn, das man säet, wird nicht ein Korn, sondern eine Aehre.

Trokne also die Thränen ab, gebeugter Gatte! auch du wirst die Begleiterin deines Lebens, die ihr Kleid so bald ablegte, weil es ihr nicht mehr paßte — auch du wirst sie wieder sehen, und auch wir werden dann dich sehen, und wir werden uns freuen, wie man sich freut, wenn man einen Freund wieder sieht.

Sezzet euren Thränen Ziel, liebe Eltern der Entschlafenen, auch ihr werdet sie wieder sehen. Nicht so sehr lange wirds währen, — wäre der Weg durchs Grab auch ein langer Weg, — denn, alles scheint uns lang in die Zukunft; ists aber gesche-

geschehen, so wundern wir uns, wie's so schnell, so kurz war.

Wollen also nicht mehr weinen, meine Lieben — ist unsre Freundin gleich hinweggegangen, woher noch keiner zurük kam, so werden wir sie sich einmal wieder sehen, denn — wir werden ihr folgen.

Wollen nicht mehr weinen, meine Lieben, denn Gott siehts nicht gerne, wann seine Kinder weinen. Wollen der Entschlafenen noch einmal Lebewohl sagen, dann die Thränen abtroknen, und uns freuen aufs Wiedersehen.

XIX.

Ein sehr geschikter deutscher Tischler aus Elbing gebürtig hatte bereits viele Jahre hindurch in St. P** gelebt, und unter andern auch besonders für einen gewissen

Gou-

Gouverneur aus einer entfernten Statthalterschaft, der alljährig dorthin kam, sehr vieles gearbeitet. — Er hatte diesen Herrn nun schon seit einigen Jahren als einen ädlen und großmüthigen Mann, und überdies noch als einen vorzüglichen Freund der Deutschen kennen gelernt, und äusserte daher einmal gegen ihn den Wunsch: er habe erfahren, daß er (der Gouverneur) sehr vieles auf seinen Gütern zu bauen habe, und recht sehr wünsche, ihm die noch übrige Lebenszeit (denn er war damals schon sechzig Jahr alt) Dienste zu leisten; — er sei also bereit ihm nicht nur so viel als möglich an Tischlerarbeit zu verfertigen, sondern auch noch seinen Erbleuten einigen Unterricht zu ertheilen; — wenn der Gouverneur ihm nur ein Häuschen auf seinem Gute zur Wohnung, Essen und Trinken, Holz und Licht, ein Mädchen zur Bedienung, und

alljährig ein Kleid und fünf und zwanzig Rubel baares Geld geben wolle. — Dem Gouverneur gefiel dieser Antrag sehr, und machte auch gleich am folgenden Tage einen schriftlichen Kontrakt mit ihm. — Der ehrliche und gutmüthige Deutsche reiste schon in wenigen Wochen nach den Gütern dieses Herrn, die hundert Meilen von St. P** entfernt lagen, wo ich ihn auch bei meiner Durchreise zufällig kennen lernte, und das hier Gesagte aus seinem eignen Munde erfuhr. — Den Ausgang der Geschichte hat mir nachmals einer meiner Freunde, der in der dortigen Gegend als Hofmeister lebt, gemeldet. —

Unser Deutsche fand freilich bei seiner Ankunft alles seinem Wunsche gemäs, — empfieng mehr noch, als man ihm versprochen hatte, — leistete aber auch schon in dem ersten Jahre seinem Herrn sehr viele

und

und wesentliche Dienste, ganz besonders durch die Unterweisung verschiedener seiner Erbbauern. — Allein schon im zweiten Jahre wurden einige der leztern, vorzüglich bei einem Brükkenbau, wider ihn aufgebracht, und wollten es — nach ihrer nachmaligen Aussage, — nicht länger ertragen, daß er als ein Deutscher über sie befehlen solle. Sieben unter ihnen traten hierauf zusammen, und beschlossen ihn bei Seite zu schaffen. — Dieses wurde auch bald nachher in einer Nacht von vieren dieser Erbbauern — um so leichter — ausgeführt, da sein Häuschen etwas vom Herrnhause entfernt lag, wo doch auch in Abwesenheit der Herrschaft, wenigstens der Verwalter nebst einigen zurükgelassenen Bedienten, zu wohnen pflegte. — Sein Dienstmädchen und sein Lehrbursche — der ebenfalls zu den Verschwornen gehörte, — waren nicht zu Hause. —

Und so fand man ihn an einem Morgen erwürgt im Bette liegen. —

Nach wenigen Stunden waren auch die Thäter schon entdekt. — Der unglüklich Ermordete wurde indessen am folgenden Tage recht sehr anständig und gut begraben. — Der Gouverneur, der eben wieder in St. P** war, befahl, sobald er diesen traurigen Vorfall erfuhr, daß alle sieben Verschworene, nicht nur die, welche die That verübt und dabei gegenwärtig gewesen waren, sondern auch die übrigen drei, welche auch nur darum gewußt hatten, zu gleicher Strafe möchten gezogen werden. — Sie empfiengen also alle sieben die Knute und die gewöhnlichen Brandmarken an der Stirne, an den Wangen und an beiden Nasenflügeln, und wurden hierauf noch vor ihrer Absendung nach Siberien, öffentlich einmal in dem

Dorfe,

Dorfe, wo die Mordthat geschehen war — allen andern zur Warnung vorgestellt.

So rächte wenigstens dieser großmüthige Menschenfreund die schändlich verübte That an einem unschuldigen Deutschen; — sogar mit Aufopferung von sieben Erbbauern. — Er ließ überdies, als er bald darauf selbst dorthin kam, noch folgende Worte in einen Stein graben, und ihn über das Grab dieses Unglüklichen sezzen: Hier ruht Martin Bogdan — ein ehrlicher Deutscher! —

XX.

Ich war auf meiner Reise durch Pohlen 1783 eben in einer kleinen Stadt, als sich daselbst ein deutscher Kaufmann aus D** gebürtig, im hizzigen Fieber, mit einem

Federmesser tödtlich die Kehle verlezt hatte. Er starb auch sieben Stunden nachher, da aller angewandten Mittel ungeachtet, das Blut nicht zu stillen war. — Sein Freund und Landsmann, der dortige Stadt- und Kreisarzt hielt ihm nachstehende Standrede in dem lutherischen Bethause, weil der lutherische Prediger ebenfalls vor einiger Zeit gestorben, und der neuerwählte noch nicht angekommen war. — Ich empfieng diese Rede durch die Güte des Herrn Doktors in Abschrift, und er wird mirs hoffentlich verzeihen, daß ich sie hier aus mehreren Ursachen, dem Druk überliefere:

* * *

Tugend und die Weisheit, das Leben würdig zu brauchen,
und den Tod nicht zu scheun, — hat uns die Gottheit verliehn!

Eine höchst traurige Veranlassung, meine christlichen Freunde! vereiniget uns heu-

te in diesem Bethause. Der tödtliche Hintrit eines unsrer christlichen Mitbrüder, der, ob er sich gleich nicht unmittelbar zu unserer Kirche bekannte *), dennoch durch die Bande der Vaterlandsliebe und persönlichen Freundschaft fast mit einem jeden unter uns innigst genau verbunden war. Der tödtliche Hintrit desselben, — und besonders die lezte traurige Ursache seines Todes fordert unsre Herzen zur wärmsten Bemitleidung sowol, als auch unsre Seelen zum Nachdenken und zu Empfindungen auf, die der Begräbnißfeier seines Leichnams würdig, und für uns alle durch sein trauriges Beispiel nüzlich und lehrreich sind.

Was ist der Mensch, und was kann er durch schauernde Umstände werden! —

Dieser Gedanke, m. Fr., den ich in dem unseligen und mir ewig unvergeßlichen

*) Er war reformirt. Anmerk. d. Her.

Augenblik, als ich zu dem Entseelten nach verübter schreklicher That, als ein Helfer, doch nur als ein leidiger Helfer gerufen wurde, in seiner ganzen Größe und Stärke empfand; — dieser Gedanke in seinem ganzen Umfange und Zusammenhange betrachtet, ist es auch nur allein, welcher uns sowol im Allgemeinen beruhigen, als auch von einer zahllosen Menge von Beschuldigungen und harten Richtungen, — wozu uns gleichsam eine strenge Christenmoral berechtiget, — befreien und lossprechen kann. —

Der Mensch, meine Theuersten! ist nur Mensch, — kein Engel oder ein noch höheres Wesen, — nur Mensch! Seine uns allen sichtbare und überaus zerbrechliche thierische Hülle ist innigst genau mit dem unsichtbaren und einfachen Wesen seines Seins, — mit seiner Seele verbunden. — Der eine ist von dem andern wechselseitig

abhängig. — Sowol der Wolstand des einen – des Körpers nämlich, das ist seine Behaglichkeit, pflanzt sich zur Seele fort, – und der Mensch fühlt sich gesund, als auch das Unangenehme, welches der Mensch bisweilen über sein Misgeschik empfindet, wirkt auf seine äussere Hülle, und bringt in seinem Körper diese oder jene widernatürliche Veränderungen hervor. Jeder Ausdruk von angenehmen oder unangenehmen Empfindungen, sie mögen nun von aussen oder innen her entspringen, jeder Schmerz, jede Freude erheitert oder betrübt meine Seele, macht aber auch zugleich das Blut in meinen Adern stärker oder schwächer wallend. —

Betrachten wir nun noch die entferntern Ursachen der mannichfaltigen Veränderungen im Körper sowol als in der Seele, untersuchen wir die verschiedenen Quellen des physischen und von diesem oft ab-

hangenden moralischen Uebels, so werden wir uns noch mehr von dieser innigsten Verkettung der Seele mit dem Körper, von dem ewigen, vorbestimmten und stetigen Einklange ihrer Wirkungen und Veränderungen überzeugen.

Der Mensch — vom Weibe geboren, so wie er zu seinem Sein und Wirken in diese Welt gesezt worden, empfing mit seinem Dasein auch zugleich gewisse natürliche physische Anlagen und Fähigkeiten. Mehr oder minder im Stande dieselben zu erweitern, einzuengen und zu vervollkommnen, geräth er denn hier nach seinem verschiedentlichen Wirkungskreise sehr oft in Verhältnisse, — wo auch der Weiseste unter der Sonne durch Unaufmerksamkeit und Zerstreuung berükt zu werden Gefahr läuft. Die erste Vernachlässigung eines Anfangs auch noch so klein scheinenden Fehlers in der Diät, so wie in der Moral, legt oft

den Grund und schlägt Wurzel — zu einem in Jahre langem Anwuchse, nie wieder auszurottendem Stamme.

Ein Schritt vom Pfade der Tugend, —
Und alles — und alles ist hin!

Wie sehr, wie fast unwidersprechlich wirken nicht gewisse Umstände, — gewisse Lagen und Verhältnisse — und besonders Beispiele — auf ihn! Oft würde er seine Kräfte ganz anders verwandt, seine Fähigkeiten und Fertigkeiten mehr angestrengt, mit einem Wort, ganz anders gehandelt haben, wenn dieser oder jener Umstand, dieses oder jenes Beispiel ihn nicht ohne Ausnahme durchaus so, und nicht anders zu handeln, vermocht hätte. —

Die Summe aller unserer Betrachtungen und Untersuchungen über diesen Gegenstand ist endlich diese: Der Mensch hat zwar von dem Schöpfer einen freien Willen,

len, eine besondere Fähigkeit nach Gutdünken und Wohlgefallen eine Handlung zu üben, oder sie zu unterlassen, erhalten, doch ist diese wiederum von der jedesmaligen Beschaffenheit des wechselseitigen Einflusses der Seele in den Körper und ihrer innern Zustände, so wie auch von seinem Verhältnisse mit der übrigen Welt zur Zeit der auszuübenden Handlung abhängig. — Wem unter uns sind nicht Beispiele aus seiner eigenen Erfahrung bekannt, die das, was ich bisher gesagt habe, zur Genüge beweisen. — Doch was dürfen wir noch viele Beispiele zu Beweisen hersuchen; die vor uns habende Gelegenheit, der unglükliche nun bald zur Erde zu bestattende Leichnam ist Beweis, — ist Beispiel — leider nur trauriges Beispiel genug für uns.

Es war der Entseelte im Monat Mai des Jahres 1744 zu D** aus einem der ersten Handlungshäuser geboren, wiewol

seine

seine Voraltern eigentlich aus Frankreich stammten. Er erhielt seinen frühern Unterricht sowol in der Religion als auch in andern nützlichen Wissenschaften von dem damals in seiner Vaterstadt angestellten höchstverdienten französischen Prediger Hrn. L**, und da er sich der Handlung widmete, so blieb er in dieser Absicht bis zum sechzehnten Jahre in seinem väterlichen Hause; da er denn nach erfolgtem Ableben seines würdigen Herrn Vaters, sowol wegen des seinem Handlungshause vielfältig betroffenen Verlusts; als auch um seine Handlungskenntnisse zu erweitern, eine Reise nach London zu seines Herrn Vaters Bruder unternahm, woselbst er auch einige Jahre verblieb. Von England reisete er hierauf nach Holland, und von da nach Hamburg, wo er sechs Jahre lang mit vielem Eifer und nicht ganz ohne Erfolg die Geschäfte seines Hauses betrieb. —

Schon

Schon zu Anfange des Jahres 79. besuchte er seinen Bruder in E**, und dieser suchte ihn denn nebst seiner übrigen Familie von D** her zu überreden, — nebst einem seiner Freunde nach Pohlen zu reisen, um einige noch rükständige Schulden bei Juden und Edelleuten einzutreiben. — Allein dies mislang ihm gänzlich. Er sahe sich daher genöthigt, da er keine besonders günstige Aussichten in seinem Vaterlande mehr vor sich hatte; die Stelle eines Privatlehrers in einem vornehmen Hause anzunehmen. Diesen Posten bekleidete er nun anderthalb Jahre, da er ihn dann eigenwillig wieder aufgab, wozu er sich denn auch überhaupt eigentlich nie bestimmt hatte. Nun war er mehr als ein Jahr lang ohne alle Beschäftigung, und ob er gleich fast nie allein, sondern stets unter seinen Freunden lebte, so blieben dennoch so manche Stunden zum Nachdenken

über sein Mißgeschik für ihn übrig. — Und wie konnte dies auch anders sein? — Denn wenn er an die frölichen und im höchsten Wohlleben, — ja ich möchte fast sagen, im Ueberfluß verstrichenen früheren Jahre seiner Jugend zurük dachte, — wann er seinen gegenwärtigen so eingeschränkten mangelvollen Zustand an allem, was das Leben angenehm und zufrieden macht, und was selbst nur der Wohlstand bisweilen erfordert, mit seinen vormaligen Glüksumständen verglich; — wenn er vielleicht auch hie und da durch menschliche Uebereilung und jugendlichen Leichtsinn und Vernachlässigung sich mehr oder minder selbst schuldig an seinem widrigen Geschikke fand, und doch endlich sich wieder genöthiget sah, einen bestimmtern Plan für seinen künftigen Unterhalt zu treffen, um seiner Familie, der er ohnedies schon so vieles zu verdanken hatte, nicht überlästig zu werden, so

mußte

mußte dieses nothwendig sein nicht ganz unfühlbares Herz bisweilen rühren, und in seiner Seele manchen kummervollen Gedanken erwekken. Hierzu kam noch die Muße, und ein sehr oft aus derselben zu entspringendes Uebel, welches dann durch wiederholten Misbrauch den Grund zu seiner lezten Krankheit legte, die zwar Anfangs minder heftig zu sein schien, doch durch die selbsteigne Unaufmerksamkeit und Vernachlässigung ihrer ersten Vorboten immer mehr und mehr zu steigen anfieng.

Dennoch aber blieb uns alle Hoffnung zu seiner Wiedergenesung noch übrig, da man besonders nichts, was nur die Kunst und Freundschaft vermochte, für ihn sparte. — Trauriger Weise aber verband sich mit seiner körperlichen Schwäche zugleich eine Schwäche seines Verstandes, er fieng an irre zu reden, und äusserte besonders in der lezten Nacht vor seinem unglük-

lichen

lichen Tode, die ich ganz nebst einem seiner Freunde mit ihm durchwachte, eine vorzügliche Angst seines Herzens, die er selbst eine Todesangst nannte. Alle die Gründe, die wir aus der Vernunft und Religion ihm vortrugen, und wodurch wir ihn zu beruhigen und zu überzeugen suchten, daß sein Zustand noch nicht der traurigste auf der Welt sei, daß man ja alles für ihn thäte, daß auch die bereits gebrauchten Arzneimittel, besonders im Betreff gewisser Zufälle, schon einige Besserung für ihn bewirkt hätten, und daß, wenn auch schon selbst alle Heilmittel der Erde nicht mehr ihre gehoffte Wirkung zu leisten im Stande wären, dennoch eine Vorsehung über uns und unsre Schiksale wache, die alles so gut und weise geordnet, und noch regiere; daß allemal das Beste des Ganzen und unser eignes Beste daraus entspringe.

Allein wahrscheinlich war das Gift schon zu tief in die Adern und Nerven gedrungen, hatte die Zeit des Unbewußtseins der Seele benuzt, — leider schon in derselben zu tiefe Wurzel geschlagen, und war besonders, da man einen Feind der Art gar nicht vermuthete, auch keiner Bestreitung und Wegräumung oder Tilgung mehr fähig. —

Alle die sonst nur dunkeln und vorübergehenden Vorstellungen, deren wir oben erwähnt haben, stellten sich ihm izt weit grauser und schreklicher, — und für das Leben, für seine Fortdauer und zeitliche Glükseligkeit weiter kein Ausweg, — alles mit einem Wort — alles am Ziele ihm vor. — Sein Körper zu schwach, um die Seele in ihren Wirkungen und Entwiklungen aus sich selbst zu unterstüzzen, um Gründe der Beruhigung und des Trostes für sich aufzusuchen, oder

wenig=

wenigstens diejenigen anzuwenden, welche man ihm freundschaftlich vorhielt. — Kurz alles begünstigte den einmal gefaßten unseligen Entschluß, lieber eigenwillig und schauerlich für die Menschheit, — zu sterben, als nach dem Willen des Ewigen minder glüklich zu leben.

Ohne alle Ahndung eines so üblen Ausganges all unsrer angewandten Mühe, verließen wir ihn in der Frühe des vorgestrigen Tages um sieben Uhr, dem Anscheine nach ganz ruhig, als uns kaum nach dem Verlauf einer Viertelstunde schon die traurige Nachricht von der verübten grausamen Handlung erschrekte; — die ich ihnen nicht erst namentlich und weitläuftig noch einmal zu meinem eignen Schmerze vorzeichnen darf, da Sie fast alle Augenzeugen der traurigen Folgen davon gewesen sind.

Sie können es sich leicht denken und vorstellen, m. Fr., wie sehr ich schon bei der ersten Uebersicht seiner Verlezzungen, und bei der sogleichen Entdekkung des unausbleiblich tödtlichen Ausganges nothwendig erschrekken mußte. — Den Gebrauch seiner Vernunft erhielt er nun zwar bald durch das Uebergewicht der Schmerzen völlig wieder. — Er forderte uns rührend zum Beistand und zur möglichsten Hülfe auf, — aber umsonst, — alles war vergebens, den schon einmal zerrissenen Faden seines Lebens wieder zu vereinen.

Unser guter Wille, ihn durch den Genuß des heiligen Abendmals an die Liebe seines Erlösers für die Menschheit zu seiner Beruhigung zu erinnern, mißlang uns, da der römische Geistliche ihm unter keiner andern Bedingung das Abendmal reichen wollte, als wenn er zuvor seiner Religion feierlichst entsagte und die römische an-

nähme. —

nähme. — Nein, rief er selbst mit röchelnder Stimme aus: ich will auf meinem einmal angenommenen Glauben leben und sterben.

Unter wahrscheinlich grausamen und höchst marternden Schmerzen rang und kämpfte dann seine noch sonst feste Natur mit dem Tode, bis sie dennoch endlich unter der größern Uebermacht dieses allgemeinen Feindes und Königes der Schrekken zulezt gänzlich erlag. — Er starb, unser Freund, Nachmittags um vier Uhr, in meiner und einiger andern Freunde Gegenwart sanft und ruhig.

Sehen Sie, meine Theuersten! das ist der Mensch, und das kann er durch Umstände werden!

Uns, die wir dem Entseelten durch die freie und öffentliche Beigesellung seines Leichnams zu den Leichnamen unsrer evangelisch Lutherischen Mitbrüder, den

lezten und deutlichsten Beweis unsrer Freundschaft für ihn sowol, als auch überhaupt unsrer menschenfreundlich guten und edlen Gesinnungen und wahren christlichen Duldung zu erkennen geben; uns ist es Pflicht, seinem Sarge noch eine Thräne des Mitleids, — eine Thräne der innigsten Rührung und Seelentraurigkeit zu weihen; — dann aber auch zugleich unsere Hände zu dem Allvater und Schöpfer der Menschen! himmelan zu heben, und ihm das Schiksal unseres Freundes dringendst zu empfehlen. — Er, der die ganze Menschennatur, — der auch seine Anlagen und Fertigkeiten, seine verschiedenen Schiksale und Umstände, seine Lage und Verhältnisse am besten kennt, Er, der ihm selbst die Vernunft und den Gebrauch derselben, der ihm selbst das Herz zum Gefühl und zu angenehmen Empfindungen mittheilte, Er, der selbst ihm die Grundkräfte zu wechsel-

seitigen

seitigen Handlungen, zu guten und bösen Thaten beschied, Er, der endlich nach seiner Allwissenheit auch schon das traurige Ende unsres Gefallenen von Ewigkeit vorher sah, wird auch gewiß nach seiner Allweisheit und Güte sein Schiksal am besten, am gültigsten für ihn entscheiden.

Wir wollen uns indessen beruhigen, aber auch diese traurige Gelegenheit nicht ohne Nuzzen und Ermunterung für uns sein lassen. — Möchte, o möchte doch dieselbe so ganz unsern christlichen Sinn reizen, uns auf uns selbst aufmerksam, und besonders in der Wahl der Vergnügungen dieses Lebens künftighin etwas behutsamer und vorsichtiger machen, — wenigstens uns diejenigen meiden lehren, die den Körper verwüsten, und mithin früher oder später auch die Seele verderben! —

Tugend — und die Weisheit, das Leben würdig zu brauchen, und den Tod nicht zu scheuen, — hat uns die Gottheit verliehen!

XXI.

Ein berühmter und sehr schäzzenswürdiger Mann hatte das Glük — mit der Hand eines tugendhaften Mädchens zugleich ein ansehnliches Vermögen zu erhalten. — Die ersten Jahre ihrer Ehe verstrichen dem Anscheine nach recht glüklich und zufrieden, und drei liebenswürdige Kinder waren die Frucht ihres Bundes. — Allein, Gott weiß durch was für Umstände und Veranlassungen, in den folgenden Jahren ihre Ehe minder glüklich, — der Gatte kaltsinnig und die Gattin — besonders zulezt eifersüchtig zu werden, und sich über Einschrän-

schränkungen ihres Umgangs, ihrer häuslichen und anderweitigen Bedürfnisse, ja sogar auch über wiederholte harte Begegnungen und Forderungen zu beklagen anfieng. — — — — — — —

Mehr als ein Ausweg war ihr nun freilich — um sich ihren Leiden zu entreissen — immer offen; allein sie erwählte den traurigsten und zugleich schreklichsten unter allen übrigen: — sie nahm in einem Augenblik der höchsten Verzweiflung, welche den höchsten Grad mochte erreicht haben — Gift, — welches sie schon längst hatte thun wollen. — — —

Die herbeigerufnen Aerzte bemühten sich nun zwar durch ihre Räthe und Vorschriften ihr alle Hülfe und Linderung zu verschaffen; — allein weder ihr Rath, noch die Bitten ihres Gatten und ihrer Geschwister waren vermögend sie zu überreden, auch nur das geringste Arzneimittel

weder innerlich noch äusserlich anwenden zu lassen. Selbst die versuchte Gewalt fruchtete nichts. — Doch so rasch auch ihre Entschliessung war, so wol überdacht war dennoch ihr Vornehmen, und so standhaft blieb sie auch dabei. — „Ich verlange — sagte sie — durchaus keine Hülfe, ich habe vierzehn Jahre lang ruhig und standhaft meine Leiden ertragen, — aber nun kann ich nicht länger! — Ich will sterben!“ — Das sagte sie, und dabei blieb sie; — beklagte sich nur über große und heftig brennende Schmerzen im Unterleibe, — und starb endlich, nachdem sie zehn Stunden lang unter den gewöhnlichen Zufällen mit dem Tode gerungen hatte — als Martyrer ihres Geschlechts. — Und das konnte ein Weib?

Ich enthalte mich aller weitern Betrachtungen und Anmerkungen über diesen

trau-

traurigen Vorfall; — nur füge ich noch dieses wenige hinzu: Der Mann ist des Weibes Haupt, — und das Weib des Mannes Gehülfin, — sagt die Schrift: — aber nicht seine Sklavin — sagt die Vernunft! —

XXII.

Ueber ein gutes Weib geht doch nichts in der Welt! — habe ich oft sagen gehört, — und ich will es glauben, so lange ich wenigstens nicht vom Gegentheil überzeugt werde. — Ein junger Mann von sehr einnehmender Körpersbildung und überaus gefälligem äussern Wesen, lebte schon verschiedene Jahre mit seiner treuen und zärtlichen Gattin, und einigen liebenswürdigen Kindern unaussprechlich glüklich. — Seine öffentlichen Geschäfte führten ihn aber

aber einst in ein Haus, wo die ihn inter-essirenden Personen sich abwesend befanden, und er nur eine gewisse sehr übel berüchtigte Dame, die sich daselbst gewöhnlich aufzuhalten pflegte, antraf. — Schon kostete es ihm diesesmal sehr viele Mühe, sich ihren studierten Ränken zu entreissen, allein es gelang ihm dennoch. — Am folgenden Tage hoffte er nun gewiß, die gesuchten Personen zu Hause zu finden; — allein die Niederträchtige hatte ihnen wahrscheinlich nichts von dem Besuch dieses Mannes gesagt, und überhaupt schon alles so geordnet, daß er nunmehr ihren Schlingen fast nicht entgehen konnte. — Er kam nun zur bestimmten Stunde, — fand die gesuchten Personen wieder nicht zu Hause, wollte sich sogleich entfernen, — wurde aber durch wiederholte Ueberredungen, daß sie sogleich kommen würden, immer wieder zurükgehalten, — über-

rascht

rascht und gefangen, — und endlich ganz von der Schlange verführt.

Schon wenige Tage nach diesem unglüklichen Besuch bemerkte der Mann die Folgen des Natterngiftes. — Der Entschluß und die Bestimmung der Art und Weise, sich seinem lieben Weibe zu entdekken, war der unseligste von allen, wozu ihn aber gewiß nicht sein Herz, sondern seine unbeschreibliche Unruhe in den ersten Augenblikken trieb. — Er wollte nämlich seine Gattin zu überreden suchen, daß sie Ursache seiner geheimen Zufälle sey. — Allein das gute Weib, sich ihrer Unschuld bewußt und daher freimüthig und aufrichtig, — drohte ihm zwar anfangs, ihn zu verlassen und zu ihren Eltern zu gehen; — erwiederte aber demungeachtet sehr bald, als ihr Gatte sich ihr mit thränenden Augen um den Hals schlang, und sich ihr nunmehr ganz offen und frei entdekte, —

seine

seine Liebkosungen, verzieh ihm, und wandte auch sogleich alles mögliche an, was überhaupt im Aeussern zur Wiederherstellung seiner Gesundheit beitragen konnte, und was besonders auch die Klugheit und geschikte Verhehlung vor seinen Freunden und Hausgenossen schlechterdings erforderte. — Das Unangenehmste für den guten Mann war freilich dieses: daß er den ganzen folgenden Winter hindurch wöchentlich mehrmals in großen Gesellschaften erscheinen mußte, wo er nun nicht immer allen Vorschriften der Diät Folge leisten konnte. — Dies verzögerte die Heilung sehr, — und er ward erst wieder im nächstkommenden Frühjahr völlig gesund, — und vergilt izt gewiß seiner treuen Geliebten ihre beispiellose Nachsicht, Fürsorge und unverlezliche Liebe tausendfach wieder. — Sagts Ehemänner! — würdet ihr auch wol so handeln, wenn

euer treues Weib etwa durch eines Räubers List und Ränke so tief fallen sollte? —

XXIII.

Seitdem man einen kleinen Roman Lucina sine concubitu bereits vergessen hat, — seitdem man nicht mehr daran denkt, durch übernatürliche Mittel sein Geschlecht fortzupflanzen; so müssen allerdings diejenigen Versuche sehr auffallen, welche demungeachtet hier und da angewandt werden, um einen oder den andern ehelichen Theil zu betrügen. —

Ich habe während meines Aufenthalts in H** einen Fall erlebt, der, wenn er auch vielleicht nicht einzig in seiner Art wäre, demungeachtet äusserst selten ist. — Die Frau eines Kaufmanns, deren Ehe verschie-

schiedene Jahre fruchtlos gewesen war, wünschte sich dennoch einen Erben, da besonders ihr Mann reich war, und sie wahrscheinlich nicht gern nach seinem Ableben einen Theil seines Vermögens verlieren wollte. — Sie affektirte daher fast neun Monate lang eine Schwangerschaft, deren Betrug ihr Gatte nicht erkannte. — Die Zeit der Geburt kam endlich heran. — Die schon längst angenommene Hebamme wurde herbeigerufen, und Madame kam, unter den gewöhnlichen Zeremonien und Anstalten, vor, bei und nach der Geburt — die man recht geschikt nachzuäffen wußte, — glüklich mit einem Sohn nieder, dem man zur Säugung auch sogleich eine Amme zuführte. — Ihr Gatte war so eben an der Börse, als man ihm, zu seiner nicht geringen Freude, diese Nachricht überbrachte. — Alles im ganzen Hause war froh und jubelnd, ganz besonders war dieser

Vorfall

Vorfall den Dienstboten erwünscht; — die nach einer dortigen Sitte, — diese frohe Begebenheit den Nachbarn und Freunden, besonders der Familie ihrer Herrschaft sogleich melden mußten, und dafür ein gutes Trinkgeld empfiengen. — Alles gieng seinen gewöhnlichen Weg, man ahndete keinen Betrug, — und die Frau Sechswöchnerin befand sich den Umständen nach — wie man zu sagen pflegt — recht munter. — Das Kind wurde getauft und der glaubliche Vater war innigst froh, endlich seines langen Wunsches Erfüllung zu sehen.

Doch einige Wochen nach diesem Schauspiel fand man ein todtes Kind auf einem dortigen Gewässer schwimmen. Man erkundigte sich so viel als möglich, konnte aber weder den Eigenthümer, noch den Thäter erfahren. — Endlich wurden funfzig Thaler für den bestimmt, der den Thäter

oder die Thäterin anzeigen würde. — Ein Hausknecht, der an dem Dienstmädchen seines Nachbars mehrere Monate lang eine Schwangerschaft bemerkt haben wollte, und sie nunmehr seit einigen Wochen wieder so schlank, wie vormals zu finden glaubte, kam auf den Verdacht, ob nicht vielleicht das gefundene Kind das ihrige sein möchte. Er gieng daher zum Richter und zeigte ihm diesen ganzen Vorfall und seine Vermuthung umständlich an. Dieser sandte sogleich den Gerichtsdiener zu der Herrschaft des Mädchens, und beide brachten es theils durch Ueberredungen, theils durch Drohungen in kurzer Zeit dahin, daß das Mädchen zwar gestand: sie habe geboren, nur sei das auf dem Wasser gefundene Kind nicht das ihrige, denn dieses habe sie sogleich der Hebamme zur Versorgung übergeben. — Hierauf wurde nun die Hebamme befragt, wo das ihr übergebne

Kind geblieben wäre? — und diese gestand denn nun — nothgedrungen, — daß sie es auf wiederholtes Verlangen bei jener Kaufmannsfrau untergeschoben, und daß also diese Dame weder natürlich empfangen hätte, noch schwanger gewesen sey, wenn sie gleich sehr natürlich geboren zu haben schiene.

Die Hebamme kam für diese Gefälligkeit und ungewöhnliche Kunsthülfe nicht nur auf einige Zeit ins Gefängniß, sondern verlor sogar ihren öffentlichen Dienst.

Doch so sinnreich und unterrichtend auch immer dieser Einfall von der Dame war, so lächerlich machte sich doch der Herr Gemahl dadurch, daß er, statt die ganze Sache zu unterdrükken, sie durch die förmliche Erörterung derselben beim Richter, und besonders auch durch die Trennung von seiner Frau, nur noch mehr ausbreitete. — Ich zweifle übrigens, daß Ehe-

leute, — so lange sie noch auf dem natürlichen Wege zu ihrem Zwek kommen können — je einen solchen Schleichweg erwählen dürften; — so wenig unmoralisch und für die bürgerliche Gesellschaft nachtheilig ich ihn auch, — besonders als Nothfall betrachtet, — finde.

XXIV.

Falsche Begriffe von Ehre und deren Beleidigung und Genugthuung, — unrichtige Verwechselungen der Ehrliebe mit der Ehrsucht, der Kühnheit mit der Tapferkeit — haben schon oft Veranlassung zu lächerlichen Zweikämpfen gegeben. — Ich habe nur noch vor wenigen Monaten ein sehr sonderbares Beispiel davon gesehen.

Zwei ** Offiziere A. und B. — beide von Adel, — jener ein C*länder und dieser ein L*länder, geriethen auf einer öffentlichen Redoute in Streit. B. wollte dem A., welcher eine Polonoise aufführte, seine Dame abklatschen, — allein dieser verweigerte es ihm; — und nun sollte B. gesagt haben: A. sei ein dummer Junge — welches dieser aber nicht selbst gehört hatte, sondern es wurde ihm nur nach beendigtem Tanz von andern erzählt. — Demungeachtet gieng A. sogleich auf B. zu, und gab ihm vor der ganzen Gesellschaft mehrere Ohrfeigen. — B. erwiederte darauf weiter nichts als dieses: Wir werden uns morgen sprechen!

Wer war nun aber wol beleidigt? — Wer hatte sich eigentlich beschimpft? — Ein Offizier? — blos durch Hörensagen beleidigt? — ein Edelmann? — giebt

einem andern seinesgleichen, — öffentlich — Ohrfeigen? — Sehr schlecht! — dachte ich, als ich mißmuthig sogleich die Redoute verließ. —

Am folgenden Tage schikte B. dem A. wirklich eine Ausforderung auf Pistolen zu. — Zuerst sollte der Aktus schon an der Mittwoche ohnweit der Stadt seyn, — wo sich auch bereits das neugierige Publikum zahlreich versammlet hatte: — allein einiger besonderer Hindernisse wegen, wurde derselbe bis zum nächsten Freitag verschoben. — Der bestimmte Plaz war nunmehr auf der Grenze, — anderthalb Meilen von der Stadt, wo sich dann auch nicht weniger Zuschauer einfanden.

Doch die Sache schien wahrscheinlich schon vorher abgemacht zu seyn. — Es hieng nämlich alles von B. — als dem anscheinlich beleidigten Theil ab, ob

er

er sich mit A. vergleichen wolle, oder nicht. Daher war denn auch wol B. weit ruhiger und freimüthiger als A. — Ich war selbst gegenwärtig, — allein ich konnte mich fast nicht genug überreden, daß sich dieses alles in der wirklichen Welt ereigne und zutrüge, — denn ich glaubte immer in einem Schauspielhause zu seyn, — so blos nachgeahmt und unnatürlich schien mir alles. — Das ganze Schauspiel beschloß sich endlich damit: daß B. den Vertrag annahm, und A. ihm öffentlich auf dem Plazze abbitten mußte.

Eine schöne Satisfaktion! — sagte einer, der hinter mir stand. — Nothwendig hätte A. auch ein paar Ohrfeigen von B. hier auf dem Plazze haben müssen. — Das würde bäuerisch gewesen seyn — erwiederte ein Edelmann, der dieses Urtheil gehört hatte, — und rümpfte gewaltig die Nase dazu. — War das denn

vielleicht adelich? — dachte ich bei mir selbst — daß A. den B. auf öffentlicher Redoute so behandelte?

Es war ein heiterer Wintertag, — und viel Schnee auf dem Felde. Einige Freunde der jungen Helden errichteten ihnen zum Andenken dieses feierlichen Tages und ihres bezeigten Muthes, auf dem Kampfplazze einen Tempel der Ehre — von Schnee, — der aber schon in der nächsten Viertelstunde, durch einen plözlich aufsteigenden Wind — fürchterlich wieder einstürzte. — Ach, daß es sich doch nur mit der wirklichen Ehre nicht oft auch eben so ereignen möchte!

XXV.

Wie aufmerksam man zuweilen in seinen Reden und Urtheilen seyn, und erst wol beden-

bedenken müsse, was man spricht, beweisen folgende kurze Geschichten. — Ein Edelmann erzählte einem Kaufmann, während dem, daß er verschiedene Waaren in seinem Laden übersah, daß er sich seit einigen Monaten verheirathet habe, allein daß seine Gemahlin auf dem Lande und er in der Stadt lebe, und nur alle Sonntage zu ihr herüber führe. — Nun erwiederte der Kaufmann, — der sonst eben nicht unkultivirt war, — da wird sich auch die Frau Gemahlin auf den Sonntag immer recht freuen, so wie sich die Kinder auf einen Kalbskopf mit Rosinen zu freuen pflegen. —

Ein Feldprediger in Pr** war Erzpriester geworden. Ach, sagte der General — sein Chef — zu ihm: ich gratuliere Ihnen zwar, doch muß ich gestehen, daß mir der Name Erzpriester gar

nicht gefällt, denn man sagt auch oft Erz-schelm. — Das ist wol war — Herr General — erwiederte der Erzpriester, allein — verzeihen Sie — man sagt auch eben so oft Generalspizbube.

Madam B**, die Direktrize einer sehr guten Schauspielergesellschaft, unterhielt sich einstens mit einem würdigen Gelehrten und großen Kunstkenner (der aber schon leider seit einigen Jahren blind ist!) über ein neu herausgekommenes Lustspiel, das sie dennoch nicht aufzuführen gedachte, indem sie vermuthete, daß es ihr Publikum nicht goutieren würde. — Der Gelehrte rühmte demungeachtet dieses Lustspiel recht sehr, und empfahl es ihr zur Aufführung dringendst. Ja, erwiederte sie, wenn wir nur solche Zuhörer hätten, als der Herr von ** (so hieß der Gelehrte,) so wäre ich sogleich bereit dazu. — Ein artiges Kompliment, das sie bei dieser Gelegenheit

genheit ihrem Publiko machte; daß es, wenn es allgemein blind wäre, nur gute Stükke goutieren würde, — izt aber — — doch Madam B** muß freilich als Direktrize ihr Publikum wol kennen! — und ich glaube selbst, daß wenn es des Herrn von ** übrigen Sinn und Gefühl hätte, es auch immer blind seyn könnte; statt daß es izt oft — sehen will, und doch nicht sieht, — wenigstens an manchem andern Sinn merkliche Schwächen verräth.

XXVI.

Körperliche Leiden mit Seelenleiden vereinigt, führten schon oft den Menschen zu raschen Entschlüssungen, und selbst zur Verzweiflung; — beides um so eher, je feuriger das Blut, je empfänglicher die Nerven durch Anlagen oder durch Krankheit, —

und

und je lebhafter die Phantasie, und je größer der Reichthum der Ideen ist. —

W** der Sohn eines weniger berühmten als der Stelle wegen, die er bekleidete — angesehener Gottesgelehrter, — studirte in ** ebenfalls Theologie. So anhaltend nun auch sein Fleiß besonders im Anfange zu sein schien, so wechselte dennoch derselbe mit Wildheit und rohem Leben. Er verließ seinen Hauptzwek, und beschäftigte sich mehr mit schönen Wissenschaften, besonders auch mit Philosophie, die zulezt ganz sein Lieblingsstudium zu werden anfieng, das er aber auch mit vielem Vortheil und glüklichem Erfolg betrieb. — Bald nach seiner Rükkehr von der Akademie, wurde er Rektor an einer Stadtschule, verheirathete sich sogleich, bekam viele Schüler bei sich in Pension, und lebte überhaupt in den ersten Jahren recht sehr zufrieden und glüklich. — Allein

die Methode seines Unterrichts war freilich nicht die beste, und das Betragen gegen seine Schüler nicht weniger tadelhaft. So nannte er z. B. diejenigen Schüler, welche bei ihm in Pension waren, Sie, und die übrigen Er, erzählte bei jeder Gelegenheit, wo er es nur anbringen konnte, seine Studentenstreiche, und kam so gar nicht selten auch etwas illuminirt (wie er es selbst zu nennen pflegte) in die Klasse. Dadurch machte er sich nun nicht nur einem Theil seiner Schüler verhaßt, sondern auch bei allen lächerlich, und sehr bald ganz verachtet. Dies konnte nun unmöglich lange von ihm unbemerkt bleiben, und machte ihn daher sehr bald mißmuthig, und in der zeitherigen sonst treuen Führung seines Amts ungemein verdrossen, vermehrte und befestigte auch von Zeit zu Zeit seine schon natürliche Anlage zur Hipochondrie, die vielleicht auch eine Folge seiner akademischen

Schwär-

Schwärmereien seyn mochte. — Er war daher oft abwechselnd frölich und mürrisch, und seine Schüler empfanden nur zu oft seine üble Laune auf ihren Rükken. — So eigen und sonderbar nun aber seine Amtsführung war, so höchst belachenswürdig war auch seine häusliche Einrichtung beschaffen. — Seine theure Ehehälfte war ein dummes Gänschen, bekümmerte sich wenig um die Wirthschaft, und verstand auch eigentlich nichts davon. Der Herr Rektor schlachtete also nicht nur alles liebe Vieh, das in seinem Hause verzehrt wurde selbst ab, sondern verrichtete auch sehr oft sogar die Dienste einer Köchin beim Kochtopfe, und versäumte darüber seine Schulstunden. — Als ein Beispiel von seinem bisweilen ausserordentlichen Appetit, der einem wahren Hundshunger glich, welcher, wie die Aerzte behaupten, oft eine Wirkung der Hipochondrie seyn soll — will ich nur

dieses

dieses anführen: daß er einstens, als seine Frau zu den Feiertagen zehn Würste gemacht, und sechzig kleine Milchbrodte gebakken hatte, er in ihrer Abwesenheit, diesen ganzen Vorrath in einem einzigen Nachmittage verzehrte. — Verschiedene verdrüßliche Auftritte, die er noch ausserdem mit seinen Kollegen hatte, und die beständige Uneinigkeit, in der er mit ihnen lebte, vermehrte seinen traurigen Zustand, der zulezt in wirkliche Melancholie ausartete. — Doktor B**, sein alter akademischer Freund, besuchte ihn oft in seinen melancholischen Stunden, — benuzte aber auch wiederum seine Abwesenheit, um der Frau Rektorin guten Muth zu zusprechen, — wurde aber einstmals in seiner Unterhaltung unterbrochen, und vom Herrn Rektor überrascht. — Nun war die Melancholie unseres W** vollkommen. Wenige Tage nachher zog er, wie gewöhnlich

lich, seinen schwarzen Rok nach Tische an, nahm seine Bücher unter den Arm, und seine Frau glaubte, er werde in die Schule gehen. Allein er kam weder Abends noch am folgenden Tage wieder. Er war verschwunden, und kein Mensch wußte, wohin. Man suchte allenthalben, und fand ihn nicht. — Erst nach einem Jahre schrieb er an seinen Bruder, den Superintendenten zu H**, daß er bei seiner Flucht, preussischen Werbern in die Hände gefallen, und izt gemeiner Soldat in Berlin sei. Er bat ihn, sobald als möglich, seine Freiheit zu bewirken. — Fünf fürstliche Personen verwandten sich auf die Bitte seines Bruders für ihn an den hochseligen König, und er gab ihn auch frei. Allein man konnte ihn lange nicht finden, weil er sich einen andern Namen gegeben hatte. Zufällig trat einst ein Offizier, weil es regnete, zu ihm ins Schildhaus, wo er eben die Wache

hatte,

hatte, und erkannte sehr bald durch die Unterhaltung in ihm den gesuchten Gelehrten. Er bekam nunmehr sogleich am folgenden Tage seine Freiheit.

Hierauf gieng er als Repetent nach ** Es mangelte ihm aber an hinlänglicher Unterstüzzung, er ersuchte deshalb verschiedene seiner vormaligen Schüler, die nunmehr in Giessen studierten, in einer poetischen Epistel *), um eine Beisteuer.

Doch sein Ersuch blieb ohne Erfolg. Er konnte nun aber nicht länger in ** seine Existenz erhalten, gieng daher zu Fuß im erbärmlichsten Aufzuge wieder fort, und kam so zerrissen und zerlumpt, mit einem langen Bart, auf einmal in seiner Vaterstadt an. — Hier unterstüzten ihn seine Freunde möglichst, liessen ihn kleiden, —

und

*) Siehe XLIII.

und er bekam auch bald darauf in einer benachbarten Stadt wieder einen Schuldienst, nahm auch seine Frau wieder zu sich, — erwarb sich überhaupt durch sein Betragen allgemeine Liebe, — und lebte hier einige Jahre recht zufrieden. — Auf einmal erwachte die alte böse Laune von neuem in ihm, und eh man es sich versah, war er wieder fort, und hinterließ seine Frau schwanger. — Vor dreizehn Jahren fand ich ihn als Hauslehrer in Spandau. Seine ferneren Schiksale sind unbekannt. —

XXVII.

Ein junger Handlungsbedienter aus Th** gebürtig, hatte das Glük durch seine Artigkeit und durch seinen Fleiß so sehr die Liebe seines Herrn zu gewinnen, daß er ihm in seinem Testament, — der Kaufmann

mann war sehr reich und unverheirathet — dreihundert Dukaten zu einem freiwilligen Geschenk, für seine treuen Dienste bestimmte. Der Kaufmann starb sehr plözlich, nachdem jener junge Mann nur fünf Jahre und einige Monate bei ihm in Diensten gestanden hatte. Dieser nun, jung und ohne alle Erfahrung und Weltkenntniß, und besonders nicht gewohnt, viel Geld zu besizzen, begieng die Torheit, dieses Geld zum Reisen zu bestimmen, doch hatte er weder einen bestimmten Plan, noch eine bestimmte Absicht dabei; — sondern er wollte, wie viele andre seines gleichen, vielleicht nur reisen, — um zu reisen. Er trat auch wirklich mit dem nächsten Schiffe seine Reise nach Holland an, gieng von da nach England, und lebte in London einen ganzen Winter hindurch, kam aber schon im nächsten Frühjahr in den armseligsten Umständen zu R** an.

Das freie, unabhängige Leben gewohnt, konnte er sich auch selbst nothgedrungen, auf keine Weise entschlüssen, wieder in Handlungsdienste zu treten, welches doch immer der beste und vortheilhafteste Weg für ihn würde gewesen sein; sondern da er eine gute Hand schrieb, das Rechnen besonders gründlich verstand, etwas französisch und gut polnisch sprach, die Violine ziemlich gut spielte, und recht sehr gut tanzte, so empfahl er sich in den öffentlichen Zeitungen zum Unterrichte in der Calligraphie, in der Arithmetik, in der französischen und polnischen Sprache, in der Musik und im Tanzen, und erhielt auch bald darauf viele Schüler und Schülerinnen, — und man schalt ihn sogar einen Kandidaten. —

Ausser den Vortheilen nun, die er sich durch den Unterricht erwarb, welchen er gab, genoß er der besondern Unterstüzzung

einer vornehmen jungen Dame, die nicht genug seine Artigkeit und sein ganzes äusseres Benehmen, gegen ihre bekannten Freundinnen zu rühmen wußte. — Er lebte also nunmehr wieder ganz ohne Sorgen, hatte sein überflüssiges Einkommen, und würde, wenn er mehr Haushälter gewesen wäre, so gar vieles haben erübrigen können. — Zu seinem Unglük verlangte nun aber unter andern auch eine sehr artige Puzmacherin seinen Unterricht im Rechnen, — den er ihr denn auch — und überdies noch unentgeldlich gab, — sich aber schon in den ersten Lehrstunden sterblich in sie verliebte, und sie auch bald darauf heirathete. — Durch diesen zweiten unbesonnenen Schritt verlor er nicht nur das Wohlwollen der vorhin gedachten vornehmen Dame, sondern auch noch manche andre Vortheile, — denn es entzogen ihm verschiedene Eltern ihre Kinder für den

fernern Unterricht, indem seine nunmehrige Gattin nicht eben im besten Rufe stand. Er lebte also zulezt in R** bloß von Bällen, die er den Winter hindurch gab, und die dann besonders seiner Gattin wegen noch von vielen jungen Herrn besucht wurden. — Seine äussere Lage wurde aber immer trauriger, da besonders Mißmuth mit seinem Schiksale sich mit jedem Tage mehrte, wozu denn auch vorzüglich seine Gattin durch ihre weitläuftige Bekanntschaften sehr viel Gelegenheit gab. Er war überdies von Natur ungemein cholerisch, und bekam einstens in einem öffentlichen Hause, vielleicht durch geistige Getränke noch mehr erhizt, einen sehr unangenehmen Streit mit einem dortigen angesehenen Manne, der zulezt fast in Thätigkeit übergieng, und ihm höchst nachtheilige Folgen fürchten ließ. — Er begieng also den dritten und lezten dummen

Streich, —

Streich, — und wurde gemeiner Soldat.

Sein Oberster, — ein junger Fürst, — versprach ihm übrigens alle nur mögliche Unterstüzzung, und erhob ihn auch schon nach einem Monate zum Sergent. — Doch alle seine Hoffnungen und Aussichten zu noch höhern Stuffen der Ehre scheiterten sehr bald, da sein Chef General wurde, und das Regiment einen andern Obersten bekam, der sich wenig um ihn bekümmerte, — und überdies auch noch das Regiment von R** über hundert Meilen weit nach *** versezt wurde, wo ich ihn zuerst kennen lernte. — Sein Gehalt, den er doch nur als Soldat bekam, ob er gleich Sergent war, reichte, wie leicht zu erachten, nicht zu, sich auch nur den nothdürftigsten Unterhalt dadurch zu verschaffen. — Er erwarb sich also durch Abschreiben, Rechnungführen u. dgl.

noch hie und da einige Nebenvortheile, und seine Frau besorgte theils für mehrere Offiziere die Wäsche, theils verfertigte sie für den dortigen umliegenden Adel verschiedene Puzarbeiten, — und so lebten sie beide fast zwei Jahre hindurch mit ihrem einzigen kleinen Sohne, zwar nicht so anständig, wie in R**, doch auch nicht kümmerlich. — Allein, der fast nicht abzusehende, und keinesweges zu erwartende bessere und glüklichere Zustand dieses sonst ehrlichen Deutschen (denn er hatte nunmehr weder die Hoffnung, Offizier zu werden, noch konnte er auf wiederholte Bitten seinen Abschied erhalten) und ganz besonders die aus Liebe zum guten Leben fast mehr, als aus natürlichen Neigungen verübten Seitengänge seiner Frau, brachten ihn zu einem so oft schon von Unglüklichen aus Verzweiflung ergriffnen Hülfsmittel, — zum Trunk. — Er starb sogar zulezt auch

in

in einem Bachustempel als ein trauriges Opfer seiner Leidenschaft, plözlich an einem Schlagflusse.

XXVIII.

Die Ursachen sowol, als auch der Siz und die Aeusserungen des Wahnsinns, — sind, wie bekannt — sehr verschieden. Aerzte und Psychologen kommen darinn überein, daß oft der Körper, oft aber auch die Seele, die nächsten Veranlassungen dazu geben, daß die Hauptquelle bald in dem einen, bald in der andern zu suchen sei, und daß gemeiniglich in beiden, sowol in der Seele, als auch im Körper sich widernatürliche Zufälle und Veränderungen äussern. — Das folgende Beispiel beweist zum Theil diese Behauptung, und giebt überhaupt manchen unterrichtenden

Wink für den spekulativen Menschenforscher.

Ein Kavalier, der während seines Dienstes bei einem auswärtigen siegreichen Heere einst das Unglük hatte, vom Pferde — und gradezu auf den Kopf zu stürzen, — behielt von der Zeit an eine schwache Besinnungskraft, und ein eben so fehlerhaftes Urtheilsvermögen. — Ob nicht vielleicht die ersten Zufälle — die, wie die Aerzte allgemein versichern — bei Kopfwunden einer ganz besondern Fürsorge bedürfen, — durch den Arzt oder Kranken vernachlässigt worden, — kann ich nicht entscheiden. Genug der Kavalier sah sich genöthigt, seinen Abschied zu nehmen, und auf seine Güter nach *** zu gehen. Ich lernte ihn auf seiner Reise dorthin kennen, und lebte einige Wochen mit ihm zugleich in einem öffentlichen Hause. — Freilich gab es Augenblikke, wo er sich

ganz

ganz ordentlich benahm; diese würden aber dennoch wieder durch viele andere unterbrochen, die schlechterdings seinen kranken Seelenzustand verriethen. — Er war auch kaum auf seinen Gütern angekommen, als er schon sogleich so viele und so merkliche Veränderungen und neue Einrichtungen daselbst zu machen anfieng, die keinen Mann mit unverrüktem Verstande vermuthen ließen.

Zuerst ließ er sich eine große Wanne mit Wasser in sein Zimmer bringen, und befahl, daß alle noch junge Kinder ihm zugeführt werden mußten, die er nun noch einmal taufte, und ihnen einen andern Namen gab. — Dem Prediger des Dorfs ließ er andeuten, daß er künftighin nicht mehr in einem schwarzen, sondern lichten Kleide in der Kirche erscheinen sollte. — Dem Amtmann, der schon seit funfzehn und mehrern Jahren her diesen Posten be-

kleidet

kleidet hatte, beschuldigte er ungerechter Weise der Untreue und der Vernachlässigung seiner Schuldigkeiten, — verbrannte alle seine Sachen auf freiem Felde, und erschoß ihn zulezt gar. — Sein Haus lag an der Landstrasse, und er machte sich daher sehr oft das Vergnügen, nach den Vorüberreisenden mit scharfgeladenem Gewehr — wie nach Sperlingen, aus dem Fenster zu schiessen; — und er soll auch wirklich einem Fuhrmann mit einer Kugel durch den Pelz geschossen haben.

Unter mehreren andern ähnlichen, offenbar närrischen Auftritten, war unstreitig auch dieser einer der vorzüglichsten, daß er durch das neuerliche Franzosengift ebenfalls angesteckt zu sein schien, eine gar zu uneingeschränkte allgemeine Gleichheit der Menschen zu predigen anfieng, und seinen Erbbauern es öffentlich bekannt machte, daß sie alle

ohne

ohne Unterschied freie Leute wären. — Dieses alles sowol, als auch besonders, daß er mehreren Edelleuten in der Nachbarschaft, sie nächstens mit einem Besuch zu beehren, gedroht hatte, erregte eine allgemeine Aufmerksamkeit, so daß die Landesregierung auf Mittel denken mußte, ihn in Sicherheit zu bringen, welches denn auch wirklich geschah, ob man sich gleich zu diesem Geschäfte sehr vieler List bedienen, und besonders einen Bauer des Dorfs, den er vorzüglich zu seinem Liebling gewählt hatte, durch Vorstellung seiner eignen Lebensgefahr zu gewinnen suchen mußte. — Dieser gieng nun zu seinem Herrn und gab vor, es wären Diebe auf dem Edelhofe. Sogleich griff der Edelmann zu den gewöhnlichen Waffen, und wollte sie aufsuchen. — Nein, nein, sagte der Bauer, Sie müssen ohne Gewehr gehen, gnädiger Herr! es ist besser, daß wir die Diebe lebendig

bendig als todt bekommen, und überdies könnten Sie auch, da sich die Diebe besonders hinter der Scheune verborgen halten, leicht durch Schiessen Feuerschaden bewirken. Der Edelmann ließ sichs gefallen, und gieng sogleich nebst seinem Liebling und einigen andern Bauern auf den Hof, die Diebe zu suchen, worauf sogleich einer von den Reutern, der wie ein Bauer gekleidet war, ihm zu Füssen fiel und um Gnade bat, während dem aber ihm eine Schlinge um die Füsse legte, worauf der Edelmann zu Boden fiel, und sogleich von der übrigen herzukommenden Wache von Reutern in Sicherheit genommen wurde.

Man fand auf seinem Zimmer eine große Menge von Gewehren, und alle geladen. — Der Schaden, den er innerhalb fünf Monaten durch seine Ausschweifungen auf seinem Gute bewirkt hatte, betrug mehrere tausend Thaler.

Man brachte ihn hierauf unter Bedekkung nach der Stadt, und übergab ihn den Aerzten zur Heilung, die um so nothwendiger zu sein schien, da überhaupt alle seine frühern Handlungen mehr ein Gegenstand der Arzneikunst, als der Rechtsklugheit und der Gerichtsstube waren, — denn er beklagte sich sehr oft laut und wimmernd — über einen festsizzenden Schmerz an einem Theile des Kopfs, welches denn sehr wahrscheinlich den einstmaligen Fall vom Pferde, und die damals von den Aerzten oder vom Kranken selbst vernachlässigte gehörige Fürsorge, als Ursache, vermuthen ließ. —

XXIX.

Ich habe schon oft bemerkt, daß der individuelle körperliche Zustand überhaupt, und selbst zu verschiedenen Zeiten, einen sehr großen Einfluß auf die Bestimmung des

allgemeinen Charakters überhaupt, und auf die jedesmalige Laune dieser und jener Personen insbesondere, einen sehr großen Einfluß äussern. Am meisten findet dieses bei Personen statt, die schwache oder sonst fehlerhafte Eingeweide, vorzüglich kranke Lungen und Leber haben. — Ein Wink für Aerzte und Psychologen zum weitern Nachdenken über die Möglichkeit sowol, als auch über die Wirklichkeit der Verbindungen dieser beiden Zustände und Aeusserungen. —

Ich habe einen Mann gekannt, der aus M** gebürtig war, und in Halle besonders studirt hatte, dessen Hauptstudium vorzüglich Rechtsgelehrsamkeit war, ausserdem auch noch Geschichte und schöne Wissenschaften überhaupt, vorzüglich auch noch Pädagogik. — Er bekleidete zuerst, nach geendigten Studien, einen kleinen Sekretariatposten in B**, gieng hierauf nach

Dessau,

Dessau, war dort unter Basedows und Campes Direktion, Lehrer beim Philanthropin, und privatisirte nachmals eine Zeit lang in Leipzig. — Hier schrieb er ein kleines Werk, zur Pädagogik gehörig, ferner eine poetische Epistel an Göking, desgleichen zwei Predigten in der Wüsten, — ebenfalls ein Gedicht, und verfertigte auch überdies noch aus den zwölf Bänden des Unzerschen Arztes einen Auszug in drei Bänden, mit einigen Anmerkungen aus andern medizinischen Schriften, besonders aus Swietens Kommentarien begleitet. — Er wurde hierauf unter sehr guten Bedingungen, als Lehrer beim Seminar nach Pultawa berufen, verließ diese Stelle wieder, machte über Kursk, Orell und andere Gouvernementsstädte, eine Reise nach Moskau, wo er bei der dortigen Akademie einige Gastvorle-

sungen hielt, und Professor honorarius wurde, kam nach ***, wo ich ihn zuerst kennen lernte, und privatisirte hier mehrere Monate hindurch. Sein Aeusseres verrieth ein höheres Alter, als er wirklich besaß, denn er war, als ich zuerst mit ihm Bekanntschaft machte, ohngefähr vier und vierzig Jahre alt. Doch schien mir schon damals seine Brust in üblem Zustanstande zu sein, und er nicht nur Anlage zur Lungensucht, sondern schon wirkliche Aeusserungen und Zufälle derselben zu haben. Im Umgange war er ungemein unterhaltend und scherzhaft, wenn er sich anders körperlich wol befand; so bald aber diese oder jene Dinge, die Luft z. B. Fehler der Diät u. d. gl. mehr als gewöhnlich stark auf ihn gewirkt hatten, so war er auch im gesellschaftlichen Umgange oft unausstehlich, zwar immer launicht, wie gewöhnlich, aber mürrisch launicht,

und

und oft zänkisch. Sein Hauptfehler war Egoismus, den er in gut und mißlaunichten Stunden bei aller Gelegenheit verrieth. Er wollte alles wissen, über alles sprechen und urtheilen, und besonders noch alles besser wissen, über alles besser sprechen und urtheilen, wie jeder andere, der oft so gar Profession von dieser oder jener Wissenschaft oder Kunst machte. — Dies gieng oft so weit, daß er in Gesellschaften, selbst bei Tische, über die Zubereitung dieser und jener Speisen zu urtheilen, und manches daran zu tadeln anfieng, welches denn nun bei ihm als einem Fremden und Gast besonders sehr auffiel. Oft hab ich ihn mit andern Gästen über verschiedenes so heftig bei Tische streiten gehört, daß man wahrhaftig über das Gezänke selbst allen Trieb zum Essen verlor. — So gerieth er auch unter andern einstmals mit der Schwiegerin des

Wirthes vom Hause — eine würdige Dame — über Tische in einen heftigen Streit. — „Wenn Sie nicht aufhören Herr Professor, sagte die Dame, so muß ich vom Tisch aufstehn, oder Sie“ — Das werde ich wol bleiben lassen, Madame, sagte der Professor, — mögen Sie immer aufstehn! — und die Dame stand wirklich auf und fuhr fort.

Doch wenn man ihn erst einmal genau kannte, und sich über manche kleine Schwächen, die ihm eigen waren, hinwegsezzen konnte, so blieb er bei alle dem doch immer leidlich, und war besonders denen, die er einmal liebte, ein treuer und gefälliger Freund, stritt für sie, wenn es darauf ankam, sie zu vertheidigen, bis aufs Blut, und zeigte dadurch sein warmes Gefühl für Freundschaft. Er hatte eine unglaubliche Menge von Anekdoten

im Kopfe, und wußte ganz besonders seine Reise von Leipzig nach Pultawa, und von da wieder durch die bereits gedachten Oerter bis *** ausserordentlich drolligt zu beschreiben. So erzählte er unter andern, er habe sich in ** einige Zeit aufhalten wollen, sei aber, da er eine Wohnung ohne Mobilien gemiethet, sich wenigstens einen Tisch und einen Stuhl anzuschaffen, genöthigt gewesen. — „Ich gieng also — sagte er, durch vielen Koth — der mir bis über die Knie reichte — in die Buden, wo ich zwar verschiedene Galanterien und, was man nicht hätte glauben sollen, — fünfhundert Vogelbauer, nur keinen Tisch und Stuhl fand. — Noch sonderbarer! — ich gieng zu einem Tischler, verlangte von ihm einen Tisch und Stuhl gemacht zu haben — wir waren schon völlig mit einander einig, als der Tischler mich fragte, ob er gleich mit kommen

men sollte. — Wozu? erwiederte ich — ja, meinte er, um das Holz abzuholen! — Ach mein Gott! dachte ich, große Buden mit Galanterien und andern Nichtbedürfnissen des menschlichen Lebens, fünfhundert Vogelbauer, und kein Steinpflaster — keinen Stuhl und Tisch — ein Tischler? und kein Holz!" — Und in diesem Tone erzählte er noch viele andere ähnliche Bemerkungen auf seiner Reise, die alle beweisen sollten, daß man über das Ueberflüssige oft das Nothwendige zu vergessen pflege. Er lebte überaus eingezogen, und war auch überhaupt ein sehr großer Oekonom. — Er wurde einstmals zu einem reichen Kaufmann, der aus Pultawa gebürtig war, und den er in Leipzig schon hatte kennen gelernt (der nämliche, der ihm den Ruf dorthin zunächst bewirkt hatte,) eingeladen. Der Kaufmann sezte ihm ungarischen Wein, und eingemachtes Obst

vor. „Ja, sagte er, das ist alles recht gut, und ich danke Ihnen recht sehr dafür; allein so etwas muß ich auf meinem Zimmer haben.“ Der Kaufmann war so gefällig, ihm eine Bouteille Wein und einen kleinen Krug mit eingemachtem Obste mit sich nach Hause zu geben, das er auch ohne Umstände frei und öffentlich fort trug. „Ja, sagte er einmal, ich muß doch auch den Generalgouverneur besuchen; er kann mir nun wol freilich nichts geben, allein ich will ihn schäzzen, denn ich habe allgemein viel Gutes von dem Herrn gehört.“ — Nach einigen Monaten gieng er von M** nach P*, bekam auch bald nach seiner Ankunft, ganz in der Nähe der Stadt, einen guten Posten als Hofmeister bei einem reichen polnischen Edelmann. Doch nur ein halbes Jahr blieb er hier, gieng nach Pl**, und trat wiederum eine Hofmeisterstelle bei einem gewissen Präsidenten

an, wo er es überaus gut hatte. — Der Vater der beiden Eleven sah nämlich wol, daß er keinen geschiktern Erzieher seiner Kinder habe erhalten können, als eben ihn. Er war ihm daher in allem gefällig, übersah selbst viele seiner Schwächen, und verstattete ihm überhaupt manches, was er einem andern gewiß nicht würde verstattet haben. So verlangte der Professor unter andern: der Präsident sollte ihm einen eisernen Ofen in der Mitte des Zimmers sezzen lassen. Recht gut, sagte dieser, und ließ sogar einen solchen mit vielen Kosten aus Ptsbg kommen. Oft war er den ganzen Tag nicht zu Hause, und besuchte bald diesen bald jenen, den er in der Stadt hatte kennen gelernt. — Abends um zehn Uhr, oder noch später, oft mitten in der Nacht, wenn er nicht schlafen konnte, wekte er seine Eleven auf, und gab ihnen Unterricht. Auch dieses übersah der gutmü=

gutmüthige Vater, so wie vieles andre, das eben so sonderbar als dieses war. — Es mußte denn doch aber endlich einem oder dem andern etwas mißgefallen haben, denn der Professor nahm seinen Abschied und reiste nach St. P** — Hier wurde er bald nach seiner Ankunft Inspektor bei dem dortigen adelichen Kadettenkorps. Allein die Veränderungen, die er sogleich in den ersten Tagen mit verschiednen Lehrern zu machen gedachte, bewirkten ihm nicht nur viele Feinde, sondern sein einsichtsvoller Chef nahm ihm auch schon nach wenigen Wochen diesen Posten wieder. Da man ihn aber demungeachtet nicht gerne ganz verlieren wollte, so ließ man ihm seinen guten Gehalt, seine Wohnung und seinen Freitisch, und gab ihm den Titel als Schriftsteller für das Corps, — der bequemste Dienst, den man sich nur denken kann, wo er nämlich nach seinem eignen

Willen so viel oder so wenig schreiben konnte, als er nur wollte, mit keinem Lehrer etwas zu thun hatte, dann und wann eine Vorlesung hielt, deren Gegenstand er selbst bestimmen konnte; — kurz sich in solchen Verhältnissen befand, die dem Corps allerdings sehr viele Vortheile, ihm selbst aber das gemächlichste und glüklichste Leben hoffen liessen. — Er bekleidete auch wirklich diesen Posten fast vier Jahre hinter einander, schrieb, weil er sich besonders schon gut auf die russische Sprache gelegt hatte, auch eine deutschrussische Grammatik, — eine französische Pieze, deren Titel ich mich nicht mehr erinnere, und noch verschiedene andere Kleinigkeiten.

Allein nachdem er schon im dritten Jahre über Verschiedenes mißmuthig und unzufrieden zu werden anfieng, — und besonders 89 sich durch ganz unbedeutende jugendliche Leichtfertigkeiten einiger Cadetten belei=

beleidigt glaubte, so bat er selbst — schriftlich — und sogar höchsten Orts, um seine gnädige Entlassung, — die er denn auch bald darauf öffentlich durch seinen eben so gerechten, als menschenfreundlichen und nachsichtsvollen Chef nebst einem Geschenk von zweihundert Dukaten aus allerhöchsten Händen begleitet, — erhielt. Er lebte nun noch einige Monate in St. P**, und nachdem er es zulezt fast mit allen seinen Bekannten und Freunden, durch seine üble Laune verdorben hatte, trat er endlich im Oktober 89 seine Reise, — wie er vorgab, nach Deutschland an, — hielt sich aber in R** fast neun Monate auf, und hatte auch hier seines dreisten Benehmens, seiner freien Behauptungen und uneingeschränkten Rechthaberei wegen, in öffentlichen und in Privatgesellschaften verschiedene unangenehme Auftritte.

Im Jul. 90 kam er nach M**, hustete stark, warf aber dabei wenig aus, machte, ausser mit einem seiner würdigsten Landsleute, sonst mit keinem Bekanntschaft, — wollte, — als man seinen körperlichen Zustand überaus hinfällig fand, und ihm einen Arzt empfahl, durchaus keine Kunsthülfe annehmen, — denn er affektirte zu sehr Selbstarzt zu sein. Er verlangte daher schlechterdings von einem Wundarzte, ihm eine Ader zu öffnen, welches dieser, aber dennoch ohne Anrathen eines Arztes, nicht thun wollte. Er gebrauchte seine sonst gewöhnlichen Mittel, Rhabarber, Kremortartari und Sauerhonig, — sagte in dem ihm gewöhnlichen harten Tone zu seinen Wirthsleuten, die ihm zu bedenklich zu sein schienen: Sie glauben wol gar, daß ich sterben werde; — trieb alle Menschen von sich, — verstattete keinem des Nachts bei

ihm zu wachen — und so fand man ihn denn an einem frühen Morgen todt im Bette liegen. —

Es war wirklich recht sehr zu bedauren, daß ein Mann, der, wie selbst seine Feinde eingestehen mußten, sehr viele gründliche Kenntnisse besaß, — und unbeschreiblich viel hätte nüzzen können, dennoch sowol durch seine Unstätigkeit, als auch durch seinen oft unerträglichen Egoismus, und besonders durch seinen zu schnellen und zu heftig wirkenden Reformazionsgeist, — selbst alle Gelegenheit dazu von sich stieß, jeden sich ihm darbietenden Wirkungskreis, dem Ganzen und Einzelnen nüzlich zu werden, — durch seinen Starrsinn selbst verschob und oft ganz verrükte, — und überhaupt durch sein äusseres, fast zu gerades Bezeigen, durch seinen ewigen Geist des Widerspruchs und des Tadels, sich sehr viele Feinde machte. — Viele hielten ihn daher

wirklich für einen groben und ungesitteten Mann, und als Gelehrten betrachtet, — für einen vielwissenden Narren. — Allein beides war er gewiß nicht. Er war mehr bizarr als grob, mehr originell und einfach in seinem Betragen, und besonders eigensinnig, als ungesittet, — ein vielwissender Gelehrter, und gewiß kein Narr. — Und wenn ich denn auch schon manches auf Rechnung seiner Grundanlagen und seiner ersten Erziehung schreiben möchte, so entsprang doch auch vieles aus einer Quelle, die schon für manchen andern Gelehrten den Grund zu seinem mindern — wenigstens doch eingeschränktern äussern Glükke legte. — Er fühlte sich nämlich zu sehr, fühlte seine ganze Stärke als Weiser und Gelehrter, entdekte bei so manchem andern den großen Abstand des Wissens mit dem Seinigen, —

die

die doch übrigens äusserlich glüklicher waren, als er. — Und im Betreff seines äussern Betragens, hatte er sich schon längst zu sehr über alle Vorurtheile der Etikette und des einmal eingeführten Tons in vielen Gesellschaften hinweggesezt, verlangte, was er auch mit Recht verlangen konnte — von jedem gebührende Achtung, und schmeichelte niemanden aus blosser Gefälligkeit und Galanterie. — Sein öfterer Tadel dieses oder jene besondere im gemeinen Leben, und über Tische oft die Zubereitung der Speisen betreffend, war, so wie sein öfteres mürrisches Wesen, sein ganzes Betragen, und seine Mislaune überhaupt — die denn zugleich seinen natürlichen Stolz, seine Eigen- und Ehrliebe noch mehr erhöhte, — gemeiniglich Wirkung und Begleiterin seines körperlichen Uebelbefindens. Denn seit sechs und mehreren Jahren her, daß ich und andere ihn gekannt und beobach-

beobachtet hatten, hustete er fast beständig, beklagte sich mehr und weniger über Beklemmung in der Brust, und über beschwerliches Athemholen. Alle Aerzte, die ihn kannten, und mit denen ich über seinen Zustand sprach, stimmten darin überein, daß er an Lungengeschwüren litte, welches auch schon sein ganzes Aeussere zu verrathen schien. Da er nun aber auch, wie ich schon bemerkt habe, viel von der Arzneikunst verstehen wollte, weil er bei Verfertigung des Auszugs aus dem Arzt verschiedene medizinische Bücher gelesen hatte, so war er denn auch mit mehr und minder glüklichem Erfolge meistens sein eigner Arzt, — und verwarf größtentheils den Rath wirklich studirter und in ihrer Kunst erfahrner Männer schlechterdings. — So viel habe ich dennoch als Laie immer bemerken wollen, daß sobald sich nur ein Auswurf mit seinem Husten verband, er auch

weniger

weniger Beschwerden zu haben, und sich überhaupt besser zu befinden schien. Allein zeigte sich der Auswurf gering, oder unterblieb er wol ganz, nun so fühlte er sich sogleich übler, und alle übrigen Zufälle, besonders die im Unterleibe, z. E. Krämpfe und Zurükhaltungen gewisser natürlicher Ausführungen wurden heftiger; — woran denn nach meiner Beobachtung nicht selten auch kleinere und grössere Diätfehler Schuld waren. —

Doch genug an diesem Orte von einem — in allem Betracht originellen Manne, den, wenn man ihn erst genau kannte und nuzte, — man auch gewiß recht sehr schäzzen und lieben mußte. Denn überließ man ihn nur sich selbst, ließ ihn immer das Wort führen, und so viel als möglich Recht behalten, vermied man besonders allen Streit in Gesellschaften, schmeichelte man ihm ein wenig, ließ ihm

da und dort seinen Willen, und forderte wieder etwas, doch mit Artigkeit und mehr wünschend als befehlend von ihm, — nun so war er der beste und launigste Mann in Gesellschaften, und der thätigste und fleissigste Wirker in Geschäften. Nur mußte er als Geschäftsmann nie die Herrschaft über andre seines gleichen haben; denn da schweifte er bisweilen aus. Er mußte gleichsam getrennt von allen übrigen seines gleichen — doch nie ohne Oberaufsicht — leben; — und ich weiß in der That keinen Posten, der für ihn angemeßner, und zugleich vortheilhafter und bequemer war, als eben der — den er zulezt in St. P** freiwillig aufgab. —

Ich wenigstens verdanke ihm manche frohe und glükliche Stunde meines Lebens, — manche Wollust des Geistes und Herzens, und habe seine Grabstätte gewiß nicht ohne Rührung besucht.

XXX.

Ich habe vor mehrern Jahren einmal in Smiths Theorie der moralischen Empfindungen eine sehr interessante Stelle, das eigentliche Dekorum eines Geistlichen betreffend, gelesen, der ich zwar nicht ganz, und in allem beistimme, die aber demungeachtet ganz gute Regeln für den geistlichen Stand überhaupt, und für die, welche über ihn urtheilen wollen, nicht minder gute Rüksichten und Gesichtspunkte enthält. — „Bei einem Geistlichen, sagte er, können wir nicht eben die Empfindlichkeit gegen die muntern Vergnügungen und Ergözzungen des Lebens erwarten, worauf wir uns bei einem Offizier Rechnung machen" (Freilich ist auch an manchem Geistlichen der Offizier verdorben!) „Der Mann, dessen Hauptbeschäftigung es ist, die Welt in der Erwartung der großen Zukunft, die ihr bevorsteht, zu

erhalten, der dazu berufen ist, die unglük-lichen Folgen, jeder Abweichung von den Regeln der Pflicht anzukündigen, und der selbst das Beispiel der genauesten Gleichförmigkeit mit denselben geben muß, scheint der Herold solcher Bothschaften zu sein, die in aller Rüksicht nicht mit Leichtsinn oder Gleichgültigkeit überliefert werden können. Man sezt voraus, daß seine Seele beständig mit solchen Gegenständen umgehet, die zu groß und zu feierlich sind, als daß sie den Eindrükken jener nichtigen Dinge, die die Aufmerksamkeit des Weltmannes und des muntern Gesellschafters erfüllen, einigen Raum lassen sollten. Wir fühlen demnach sehr leicht, daß die Sitten, die die Gewohnheit diesem Stande zugetheilt hat, auch unabhängig von der Gewohnheit, schiklich und anständig sind, und daß dem Charakter eines Geistlichen nichts gemässer sein kann, als das gesezte, ernsthafte

ernsthafte und gedankenvolle Wesen, welches wir in seinem Verhalten zu erwarten gewohnt sind."

Hierin stimme ich nun nicht ganz, was das leztere besonders betrifft, Herrn Smith bei. Ich will zugeben, und bin vollkommen überzeugt, daß der Geistliche ein gesezter Mann sein müsse, — auch ernsthaft, in so ferne man sich das lächerliche und besonders läppische im Gegensaz denkt. Aber ich glaube auch eben so wol, daß er bisweilen wirklich ernsthaft sein könne, ohne doch im strengsten Sinne des Worts — ernsthaft zu sein. Sein Ernst muß nicht immer den Pastor verrathen, er muß mit weisem Ernst auch bisweilen geschikt das Angenehme und Fröhliche zu verbinden wissen, auch fröhlich mit den Fröhlichen sein können, ohne dem ungeachtet Geseztheit und Ernsthaftigkeit zu verlieren.

ren. Ich habe über diesen Gegenstand einmal einen jungen würdigen Mann, bei seinem Antritte, über 2 Cor. 1, 24. Wir sind nicht Herren über euren Glauben, sondern Gehülfen eurer Freude, unvergleichlich reden gehört. — Wie aber dieser nämliche junge Geistliche keinen Geschmak an Zollikofers Predigten finden kann? — ob er sich gleich auch einen Gözzen, den sel. Koppe, erwählt hat; — das begreife ich nicht! —

Das Gedankenvolle Wesen ist mir ferner beim Geistlichen weder auf der Kanzel, noch in Gesellschaften gefällig. Denn auf der Kanzel muß er schon nicht mehr denken, sondern nur sagen, was er vorher gedacht hat, und in Gesellschaften wird er dadurch einem Pedanten ähnlich, und um so mehr, wenn er es nur affektirt, da ohnedies doch jeder

weiß,

weiß, daß wenn er gleich gedankenvoll scheint, er dennoch nichts denkt. — Mit einem Wort, der Priester muß zwar in seinem Amte und ausser demselben immer das sein, was er ist, nur nicht das immer scheinen wollen, was er nicht ist. — Mensch, Menschengesellschafter, Verkünder und Verbreiter der Freuden des Lebens, die doch alle in die Grenzen der Vernunft und Sittlichkeit eingeschränkt, eben so wol mit der Erwartung der großen Zukunft in Verbindung stehen, als alle die sonst heiligsten, oft aber nur zu sehr gemißbrauchten, und nicht selten abentheuerlich angewandten Vorschriften der Religion! —

Ich habe unter andern in *** einen Geistlichen kennen gelernt, dessen edler Karakter, wirkliche Gelehrsamkeit und ausserordentliche Benehmungsweise in Gesellschaften mir unvergeß-

lich bleiben werden. — Ein Mann, der nicht blos vom verderbten Zustande der Menschennatur, — von immer mehr einreissender Freigeisterei, — Naturalism, — und von mehrern andern dergleichen sichern Vorbothen der lezten betrübten Zeit in Gesellschaften sprach, und dabei seufzte — sondern der, so wie er mit den Ernsthaften ernstete, auch mit den Fröhlichen fröhlich war, — im Mantel und Kragen verschiedne gesellschaftliche Spiele mitmachte, und sich überhaupt als einen weisen Mann bezeigte.

Und warum soll denn auch der Priester so ganz seine Menschennatur unter dem schwarzen Rokke ablegen? — warum soll denn besonders bei diesem Stande, bei welchem das Kleid doch gewiß nicht immer den Mann macht, umgekehrt allemal der Mann durchaus das Kleid machen. — Ich weiß überhaupt nicht, warum man eben die

schwarze Kleidung für den Priester gewählt hat? sie sollen ja Bothen des Friedens und der Versöhnung, Verkünder der Freuden dißseits und jenseits des Grabes sein — warum gab man ihnen nicht lieber eine lichte Kleidung? — die schwarze Kleidung hat so etwas zurükscheuchendes, weniger einnehmendes und gefälliges an sich. — Ich kann nicht leugnen, daß ich selbst weit lieber einen Prediger mit einem lichten Rokke als mit einem schwarzen in Gesellschaften sehe. Und gewiß würden die Prediger unendlich mehr in ihrer Menschenkenntniß vortheilen, und mit weit grösserem Nuzzen lehren, wenn sie mehr unter Menschen kommen dürften. Dieses könnten sie aber noch leichter als izt, wenn sie nur etwas mehr sich von ihrem düstern Gewande losreissen, und wie andere christliche Menschenkinder gekleidet, öffentlich erscheinen dürften. — Daß man es aber auch hierin

wieder übertreiben könne, habe ich in C**land bemerkt, wo ich auf einer Hochzeit einen jungen Prediger in einem ganz modernen buntschekkichten Frak gekleidet antraf.

XXXI.

Ich habe einen Prediger gekannt, der einstens im Beichtstuhl die Worte: Wir sind allzumal Sünder, zum Grunde seiner Unterhaltung mit einem polnischen Kommerzienrath gelegt hatte, und nachmals bei der Anwendung ihn also anredete: Auch Sie — höchstzuverehrender Herr Kommerzienrath! — vezeihen Sie, daß ich es Ihnen sagen muß, — auch Sie sind ein Sünder, — auch für Sie hat Christus auf Golgatha blutigen

Schweiß

Schweiß geschwizt u. s. w. — Doch wer war nun wol ein größerer Sünder? — der Herr Kommerzienrath oder Sr. Wohlehrwürden? —

Ein Prediger auf einem Dorfe Schönbaum genannt, stellte in der Leichenpredigt, die er einer gewissen Bauersfrau Fischerin hielt, vor: die Frau Fischerin, — als einen schönen Baum im Schönbaumer Walde. — Im ersten Theil wollen wir die Frau Fischerin mit einander zergliedern, und hierauf im zweiten Theile, Sie als einen schönen Baum im Schönbaumer Walde Eurer christlichen Liebe vor Augen stellen.

Wir wollen, sagte ein anderer, sehr elender Prediger, zu seinem Amtskollegen, bei seinem Antritte: — Wir wollen gemeinschaftliche Sache mit einander machen. —

chen. — Predigen Sie das Gesez, und ich werde das Evangelium predigen; — denn haben sie Mosen und die Propheten, so laß sie dieselben hören.

Ich habe eine sogenannte Augenpredigt gelesen, wo alle nur mögliche Sprüche der Bibel darin vorkommen, die das Wort Auge enthalten. — Ich habe den Verfasser dieser Predigt in Gegenwart seines Landesfürsten predigen gehört, und er nahm, nach meinem und aller übrigen Zuhörer einstimmigen Geständniß, den Teufel nicht wenig mit. — Das war eine rechte Teufelspredigt, sagte einer, der neben mir saß, als der Prediger von der Kanzel gieng.

Eben dieser Ehrenpastor (nach dem Siegfried von Lindenberg) kündigte einstmals, beim Anfange eines neuen Kirchenjahrs, seiner Gemeinde feierlichst an:

daß

daß er das ganze Jahr hindurch Bilder-predigten zu halten gedenke, das hiesse aber: in seinem Them solle sich jedesmal ein Bild oder ein Gleichniß befinden. — So schenkte er unter andern in der Neujahrspredigt dem K. von P. das Bild eines Adlers. — Denn gleichwie der Adler der König unter den geflügelten Thieren u. s. w. — also — seinem Amts-kollegen schenkte er das Bild eines Kranichs. — Denn so wie der Kranich ohne die Augen zu schliessen schlafen soll, also müsse auch seine stäte Wachsamkeit und sein ungeschlossenes Auge auf das Seelenwohl seiner Gemeinde gerichtet sein u. s. w. — Den Jungfern schenkte er das Bild einer Taube, denn gleich wie — also — und so nun alle Stände, Landes- und Stadt-obrigkeiten, Kirchen, Schulen, u. s. w. durch. — Zulezt auch dem Loots Kommandeur schenkte er das Bild des Engels,

gels, der den Lott den Flammen Sodoms entriß.

Die Menschen, sagte eben dieser in einer Leichenpredigt, sind wie die Ochsen — die mit vergoldeten Hörnern zu jedermans Schau in der Stadt herum geführt werden.

Ein gewisser Pastor und Magister Hermelin in C*land kam am ersten Weihnachtsfeiertage mit den Worten auf die Kanzel: Ich habe heute einen Brief empfangen. Die Zuhörer glaubten wirklich, daß er mit der heutigen Post einen Brief empfangen hätte (weil gewöhnlich dieselbe ganz früh des Morgens anzukommen pflegte) Ich habe — wiederholte er zum zweitenmale, heute einen Brief empfangen, — und darin steht geschrieben (indem er die Bibel ergriff) Christus ist geboren. So hat man mir auch von einem ehemaligen

Pre-

Prediger in H*** erzählt, der zwei streitende Partheien, wovon der eine Rek und der andre Siegel hieß, schon längst (doch vergebens) zu vereinigen gesucht hatte, und nunmehr kein besseres Mittel finden zu können glaubte, als wenn er öffentlich einmal von ihrer Streitsache spräche. Eine Predigt über die Versöhnung schloß er mit diesen Worten: Herr! Rek deine Hand aus, und drükke ihnen ein Siegel auf ihre Brust, damit sie einsehen lernen, daß es selbst dein eigener und guter Wille sei, in Friede und Eintracht, wie Brüder mit einander zu leben, u. s. w.

Ein lutherischer Prediger in M**, der lange Zeit in Sibirien gestanden hatte, versprach sich durch eine sehr natürliche Ideen-Assoziazion bei Vorlesung des Evangelii am ersten Weihnachtsfeiertage, indem er statt, als Cyrenius Landpfleger

in

in Syrien war, — sagte, als Cyrenius Landpfleger in Siberien war.

Ein Kandidat, der sich durch seine woldurchdachte und mit vielem Anstande schon oft gehaltene Predigten allgemeinen Beifall, — besonders auch noch dadurch erwarb — daß er verschiedene Gesänge dieser und jener neuern Dichter, vorzüglich eines Voß, Hölty, Claudius und vieler andern benuzte, und hier und da sehr geschikt anwandte, verlor durch einen unbedachtsamen Einfall auf einmal sehr viele Liebe, die sogar beim gemeinen Manne in Verachtung und Verfolgung übergieng. Er kam nämlich mit folgenden Versen — eine Parodie auf ein bekanntes Operettenlied auf die Kanzel:

Wenn mich nur mein Jesus liebt
Bin ich schon geborgen,
Wem das Glükke Reichthum giebt
Dem giebt es auch Sorgen.

Hätt

Hätt' ich Güter noch so viel,
Wobei hier auf Erden,
Menschen — glüklich ohne Ziel
Oft gepriesen werden;

Hätt' ich täglich Ueberfluß,
Ueberfluß an allen,
Würd' der lange Fortgenuß
Mir doch nicht gefallen.

Nein, wenn mich mein Jesus liebt,
Bin ich schon geborgen,
Wem das Glükke Reichthum giebt,
Dem giebt es auch Sorgen. —

Ein anderer Kandidat kam in der Passionszeit mit den Worten auf die Kanzel: Herr Jesu! ich will mich mit dir schlagen, — und nun blieb er stehn, — fieng wieder an: Ich will mich mit dir schlagen, — blieb wieder stehn, und als er nun nicht weiter kommen konnte, so beschloß er damit: Ja mein Herr Jesu, ich will mich mit dir schlagen. Amen! — Er hatte wahrschein-

lich sagen wollen: Ich will mich mit dir schlagen ans Kreuz, und dem absagen, was meinem Fleisch gelüst't, u. s. w.

Ein alter Geistlicher hatte die Gewohnheit, daß wenn er auf die Kanzel gieng, er bei den Worten des Glaubens: hier alle Sünden vergeben sollen werden, gerade vor dem Beichtstuhl zu stehen kam, und nun mit langsamen pathetischen Schritten vorüber gieng. — Eben derselbe trug gewöhnlich einen sogenannten Priesterrok oder Reverende. Einstmals fragte er beim Katechesieren einen Knaben: ob er nicht ein Beispiel wisse, wie man auch durch Geberden Gott seine Sünden bekennen könne; der Knabe sann lange Zeit nach, und endlich fieng der Prediger an: Und — der Zöllner — schlug — an seine (indem er die Hand dazu aufhob und sich auf die Brust

schlug) — Reverende, fiel ihm der Knabe ein.

Ein junger Prediger — der seine ihm mangelnde Pastoralklugheit, wenigstens durch eine große Perůque ersezzen wollte, — auch kein ungeschikter Mann zu sein schien, dabei aber åusserst faul war, und weil er fast nie auf seine Predigten studierte, oft sehr erbårmliches Zeug auf der Kanzel herstotterte, — wurde zu einem Advokaten auf seinem Sterbebette gerufen, der vorher etwas wild gelebt hatte. Der gute Herr Pastor, der sich nun ganz in seiner Amtsgrőße zeigen wollte, (welch ein Kontrast mit dem Geistlichen in der dritten Erzåhlung) fieng mit den Worten des Kirchengesanges, wach auf du sůndges Menschenkind — seine Rede an, und fuhr in diesem Tone so weiter fort. — „Herr Pastor, fiel ihm der Sterbende ein, ich habe Sie nicht zu mir berufen, daß

Sie mir meine Sünden vorhalten sollen, das ist meine eigne Sache, ich selbst muß es wissen, was ich that, und unterließ, was ich hier für Recht und Unrecht begieng, und ich selbst muß auch Gott Rechenschaft dafür geben. — Ich habe Sie zu mir berufen, um mir Ihren Trost zu erbitten, und mir den als Mensch schauerlichen Uebergang vom Leben zum Tode, durch Ihren sanften Zuspruch angenehmer zu machen, und mir das Beschwerliche bei meiner anzutretenden Reise in jene Welt zu erleichtern. — Thun Sie also Ihre Pflicht, warum ich Sie ersuche, und wozu ich Sie beschwöre — sonst verbitte ich mir Ihren Besuch." — Der theure Herr Pastor, der nun auch nicht gerne dieses kleine Akzidenz verlieren wollte, verwechselte nun sehr bald sein bisheriges Strafamt mit dem Trostamte, und beschloß endlich seine ganz guten Tröstungen, Wünsche und Segnungen, —

gen, — wovon nur das Ende wiederum lächerlich war, damit: Nun so gehen Sie denn hin in Frieden, durch die Gnade Gottes, und durch mich, seinen ordentlich berufnen Diener, bekehrter Sünder! — in Frieden zu Ihrer Ruhe; erwarten Sie izt den Augenblik Ihres Scheidens mit Freuden, da Ihnen Ihre Sünden vergeben sind, und Sie keinem erzürnten Richter, sondern einem liebreichen Vater nunmehr in die Arme eilen. Und wenn Sie denn nun das Ziel erreicht und dort in der Ewigkeit das unaussprechliche Glük des Anschauens Gottes mit tausend Seligen werden getheilt haben, — so übernehmen Sie noch, mein theuerster Herr Advokat, die kleine Mühe, und den

den heissen Wunsch meines Herzens über sich: meine mir todgeborne zwei Kinder tausendmal von mir zu grüssen. — Sehr gerne, erwiederte der Advokat, und starb auch noch in derselben Nacht.

Auch schon das ganze äussere Erzeigen eines Predigers — ausser seinem Amte — trägt viel zur Liebe seiner Gemeinde und anderer für ihn, aber auch eben so oft zum belachenswürdigen und possierlichen seiner hochehrwürdigen Person bei. — So habe ich schon vor vielen Jahren einen gewissen Magister Hermelin in C*land gekannt, dessen Bewillkommungs- oder Begrüssungskompliment immer folgendes war, welches er gewöhnlich mit einem pathetischen Tone aussprach: Wenn Sie Sich allemal wohl und munter befunden hätten, so habe ich nicht Ursache meine Wünsche zu bezweifeln.

Man

Man erzählt von ihm auch noch, daß er schon als Prediger auf einer Reise nach Deutschland auch in Berlin war, und daß ihn einstens auf der Wachtparade auch der hochselige König bemerkt hätte (man denke sich aber erst einen kleinen Mann, mit einem großen Kopfe und noch größerer Parûque, mit einem überaus breitem Munde und kleinen Nase, — der übrigens noch etwas verwachsen zu sein schien, und überdies seine Worte mehr mit den Zähnen verkäute als aussprach) — Wer ist er, fragte ihn der König? — Ich bin — sagte jener in seinem gewöhnlich affektirten Tone: Ich bin der Magister Hermelin aus C*land — Er ist ein Narr! erwiederte der König, indem er sich umwandte. —

XXXII.

Ich fuhr einstmals an einem Sonntage bei einer Dorfkirche vorbei, wo so eben der Priester auf die Kanzel steigen wollte. Ich ließ sogleich anhalten, und nahm des Kohlenfeuers wegen auf der Orgel meinen Stand ein, — denn es war ein rauher Herbsttag. — Der Pfarrer gefiel mir, was sein Ausseres betraf, ungemein, und ich war in voller Erwartung, wieder einmal etwas recht gutes zu hören. — So ganz betrog ich mich nun freilich in meiner Hoffnung nicht, allein es schien mir der Herr Pfarrer doch nicht so recht studirt zu haben, denn er stotterte schon im Gebete gewaltig. Was mir aber besonders auffiel, war: (was ich auch schon bei mehrern Predigern bemerkt habe, die wenig oder gar nicht auf ihre Predigten zu studieren pflegen, und immer glauben, es sei für ihre Bauern gut genug) — er hatte nämlich

gewisse

gewisse Lieblingswörter, unter denen ich mir besonders eins: triefen, gemerkt habe, welches er mehr wie funfzehnmal anbrachte. — Die verdammten Kohlen brachten endlich auch durch ihren unausstehlichen Dampf meine Augen zum wirklichen Triefen. —

Ich besuchte nach der Kirche den Herrn Pfarrer, und fand einen sehr artigen gastfreien und unterhaltenden Mann an ihm. Wir unterhielten uns über verschiedene Gegenstände der Litteratur; allein da wußte er denn, und besonders was das Neue derselben betraf, sehr wenig. Geographie und Geschichte schienen mir dennoch besonders sein Fach zu sein, und was die lezte betrifft, doch nur der siebenjährige Krieg, den ich dennoch lieber von Archenholz beschrieben, zehnmal lesen, als von ihm zum zweitenmale mir erzählen lassen will. Von den Streitigkeiten

der neuren Theologen, und überhaupt was in diesem Fache seit zwanzig Jahren Neues herausgekommen ist, wußte er gar nichts. Ich dachte immer dabei mit Lächeln an den Prediger, der 1788 aus Sibirien nach Deutschland zurükkam, und es als eine große Neuigkeit in einer Gesellschaft erzählte, daß der Jesuiterorden sei aufgehoben worden.

Der Mann schien mir überhaupt seiner Offenheit wegen, für mein Charakterstudium sehr wichtig zu sein. Ganz konnte ich ihn freilich in zwei bis drei Stunden nicht übersehen. — Ich merkte mir also nur einige und andre offene und verstekte Züge seines Aeussern, und besonders seines ungemein hervorleuchtenden Charakters, und als ich in die nächste Stadt kam, erkundigte ich mich bei meinen Freunden genauer nach ihm, und erfuhr, daß er sich in seinen jüngern Jahren, — denn er schien mir

damals

damals noch nicht über vierzig zu sein, — besonders auf Geographie, Mathematik und Geschichte gelegt, und auch öffentlich und privatim darin unterrichtet hätte. Sein Hauptstudium aber vernachlässigte er schon damals. Durch besondere Verbindungen und Empfehlungen glükte es ihm schon im zwei und zwanzigsten Jahre, einen kleinen Pfarrdienst auf dem Lande zu erhalten, wo er gleich Anfangs wenig Zeit zum Studieren übrig behielt, indem er unter andern seinen Akker selbst bauen mußte. — Wieder gelang es ihm durch Glüksumstände, eine bessere Pfarre zu erhalten, wo er izt noch lebt. Und nun hat denn der Mann seit zwanzig und mehrern Jahren her, ausser seiner Bibel, Concordanz und kleinem Catechismus, — kein theologisches Buch mehr gelesen, ißt und trinkt, und das leztere wol bisweilen im Uebermaß, und trieft sonntäglich seine Predigten von der

Kanzel herab, besucht dann und wann seine Amtskollegen in der Nähe, und beschäftigt sich die übrige Zeit des Tages zum Theil mit weiblichen Arbeiten, z. E. mit Haspeln und andern Wirthschaftssachen. Wird ihm denn die Zeit zu lang, nun so geht er in die Gesindestube und unterhält sich mit seinem Volk über gleichgültige Dinge. — In Gesellschaften ist er besonders ein überaus leichtsinniger Mann, welches ich auch schon bei der kurzen Bekanntschaft, die ich mit ihm gemacht hatte, zu bemerken glaubte. Besonders wenn er — und das nicht selten — voll süßen Weins ist, — erlaubt er sich wol einer und der andern Unanständigkeit, singt z. B. selbst in Gegenwart junger unschuldiger Mädchen, die schmuzigsten Studentenlieder, u. s. w. — Ohe jam satis est! — Doch im Umgange, wie ich schon oben bemerkt habe, ist er ganz leidlich, auch wol bisweilen wizzig

und

und zeigt besonders in Knittelreimen eine große Stärke. — Nur seine Spötteleien über verschiedene Kirchengesänge: z. E. Was soll ein Christ sich fressen — welches er mehrmals wiederholte — waren mir unausstehlich.

XXXIII.

Ich habe einen jungen Landprediger gekannt, der bereits einer Försterstochter die Ehe versprochen hatte, dennoch sich treulos zurükzog, und mit einem Fräulein in Unterhandlungen trat, die ihm schöner und reicher zu sein dünkte. — Wie sehr er sich aber im Betreff des leztern betrogen hatte, beweist ihre Antwort auf seinen ihr schriftlich gemachten feierlichen Heirathsantrag. — „Mein Herr! antwortete sie: ich würde es mir zur Ehre und zum Glükke rechnen, die

Gattin

Gattin eines so liebenswürdigen Mannes zu werden. Allein sollten Sie vielleicht weniger mein Herz zu besizzen verlangen, sollte Sie wol nur mein jugendliches Aeussere geblendet, oder eine blos strenge Beobachtung des Wohlstandes Sie noch gar große Schäzze bei mir haben vermuthen lassen; so würde ich Sie dieses Irrthums wegen recht sehr bedauren. — Freilich hätte ich goldne Ketten, so würde ich sie Ihnen um den Hals schlingen; so aber habe ich weiter nichts als einen nakten Arm. — Ist dieser und ein Herz voll Treue Ihnen hinreichend, nun so kann Ihr Wunsch erfüllt werden — sonst aber bin ich Ihre ganz ergebenste Dienerin."

Der Prediger ließ den Brief unbeantwortet, und zog sich ebenfalls zurük.

Bald darauf heirathete er eine junge Priesterswittwe mit vielem Vermögen, — die mit diesen beiden Tugenden noch eine

dritte Vollkommenheit verband: sie hatte nämlich sehr vielen Verstand. Dies bewies ihr ausserordentliches Benehmen bei einer schmuzigen Streitsache, die ihr Herr Gemahl im zweiten Jahre ihrer Ehe hatte. —

Der Prediger wollte nämlich in der Stadt jemanden besuchen, fand aber ausser dem Dienstmädchen keinen zu Hause. — Gott weiß, durch was für einen Dämon getrieben, fieng er etwas zu tief mit dem Geschöpf zu philosophieren an, und — — doch der Erfolg der Geschichte wird dem Leser schon hinreichend vermuthen lassen, was ich nicht deutlicher zeichnen mag. — Er fuhr hierauf nach Hause, und hatte längst schon den dummen Streich wieder vergessen, um vielleicht wieder einen neuen zu machen, als nach mehrern Monaten, an einem Sonntage nach der Predigt, ihm angezeigt wurde: es wolle ihn jemand im Vorzimmer allein sprechen. Er gieng

heraus

heraus und erschrak nicht wenig, als er das eben gedachte Mädchen vor sich sahe, die vorgab, sie sei izt bei ihren Eltern auf dem Lande, wo er selbst Prediger war, und habe nichts zu leben. — Er fertigte sie kurz und gut mit einigen Gulden ab, und wünschte sie gewiß nie wieder zu sehen. Allein das Mädchen benuzte ihre Dreistigkeit und die Freigebigkeit des Herrn Predigers, und wiederholte ihre Besuche zu oft, so daß er sie zulezt förmlich abweisen ließ. —

Das Mädchen mochte nun wol ihrem Vater die ganze Geschichte entdekt haben, und der Herr Prediger fand einsimals, als er von der Kanzel kam, in der Sakristei einen Brief vom Vater des Mädchens, worin er ihm zuerst seine Unterhaltungen mit derselben buchstäblich vorhielt, und am Schlusse die Drohung beifügte, sie öffentlich dem Gerichte anzuzeigen, wenn er ihm

nicht

nicht sogleich hundert Thaler auszahlen würde. Der Pastor ergrif nun das einzige Mittel, sich aus dieser unangenehmen Geschichte mit Ehren heraus zu ziehen, und wirklich das beste — er entdekte sich zuerst seiner Gattin, und gieng hierauf zu der Obrigkeit, zeigte den Brief vor, und gab Entschuldigungen an, so gut er konnte. Was aber seiner Sache noch das größte Gewicht gab, war das schriftliche Zeugniß seiner guten Gattin, daß er — ihr Gemahl — sich seit ihrer Verheirathung mit ihm in puncto puncti stets überaus phlegmatisch bezeigt habe; mithin eine solche niedrige Zumuthung auf keine Weise statt haben könne.

Der Bauer wurde vorberufen, bekam Verweise, und vielleicht auch etwas Geld, und mußte nun schweigen. — Die Sache wurde demungeachtet hie und da bekannt, und gereichte dem Herrn Prediger

gewiß zu keiner Ehre. — Er war freilich in der Folge in diesem und in andern Fällen mehr auf seiner Hut, blieb aber dennoch immer, und was er noch ist — ein leichtsinniger Mann!

XXXIV.

Im P** Kreise in C* land soll vor einigen Jahren ein gewisser Superintendent W** gelebt haben, der sowol im Aeussern als auch vorzüglich im Betreff seiner Freimüthigkeit, — ohne Ansehn der Person, — ganz Vater Luthern soll geglichen haben. Einige Schattenrisse zum Beweise dessen, dürften vielleicht hier am rechten Orte angebracht sein, da ich überhaupt von Predigern und vom Predigersinn und Geist rede.

Es reiste ein Edelmann aus der dortigen Gegend, der Offizier in R. Diensten war, bei ihm vorbei, und machte sich das Vergnügen, einen Hund, den er ohnweit dem Pfarrhofe bemerkte, aus seinem Schlitten zu erschiessen. — Sein Reisegesellschafter, der den Superintendenten kannte, hatte ihm schon im Voraus die Verdrüßlichkeiten angedeutet, die er sich dadurch zuziehen würde. Allein dieser Offizier, ein junger Mann, der sehr gerne den Superintendenten von der Seite seiner Heftigkeit kennen lernen wollte, achtete darauf nicht, sondern fuhr vielmehr noch auf seiner Rükreise bei ihm an. Vorausgesezt, daß man schon dem Superintendenten die Equipage und den Reisenden selbst ungefähr beschrieben hatte, der seinen Hund todgeschossen habe, so mochte er vielleicht auch schon gleich bei dem Eintritte desselben ihn wirklich dafür erkennen. Allein er

ließ sich demungeachtet nichts merken, bis endlich der Offizier selbst, da er doch seinen Endzwek nicht ganz wollte verfehlt haben, ihn fragte: Apropos Herr Superintendent, es ist Ihnen ja lezthin ein Hund todgeschossen worden? Ja, erwiederte der Superintendent. Und Sie wissen nicht, wer es mag gethan haben? — O ja! erwiederte der Superintendent, es wird sicher, wie ich schon gleich zu meinen Leuten sagte, ein Offizier gewesen sein, der noch in seinem Leben keinen todten Hund gesehn hat. —

Ein Edelmann, der sein Feind war, und viel von der Jagd machte, war einstmals in der Kirche, und hatte seine drei Windhunde mit sich, die besonders in der Kirche auf und ab liefen. Ach, meine Lieben! — sagte der Superintendent zu seiner Gemeinde, jagt mir doch

die

die Hunde heraus, denn die Hasen, die hier sind (wobei er den Edelmann ansah) kann man ja mit Händen greifen.

Ein anderer Edelmann, dem der freie Sinn und die Offenherzigkeit des Superintendenten mißfiel, und der besonders, weil dieser sich einmal in einer großen Gesellschaft über ihn wegen seines strengen und harten Bezeigens gegen seine Erbbauern, als einen eben so gerechten als eifrigen Vertheidiger der allgemeinen Rechte der Menschheit ungemein nachdrüklich geäussert hatte, — schon lange auf Rache sann, und sich über dies alles auch noch gegen verschiedene andere Edelleute folgender Betheuerungen bediente: Er wolle den Superintendenten, wenn er ihn besuchen würde, noch einmal in öffentlicher Gesellschaft so prostituiren, daß er daran denken solle. — Dieses wurde nun dem Superintendenten

durch eben gedachte Edelleute angezeigt, und als er bald darauf erfuhr, daß sie sich nebst vielen andern eben bei dem obgedachten Edelmann, seinem Feinde, zu Gaste befånden, so fuhr er ebenfalls hin. — Man erschrak nicht wenig von beiden Theilen, als man ihn ins Zimmer treten sah. Der Superintendent machte der ganzen Gesellschaft ein allgemeines verbindliches Kompliment, wandte sich aber gleich darauf zum Wirthe des Hauses und sagte zu ihm: wollen Sie Sich nicht, mein Gönner, etwas mit mir in das Endenzimmer (worunter man das hinterste Zimmer versteht) verfügen, ich habe ein paar Worte mit Ihnen allein zu sprechen. — Der Edelmann folgte ihm. Als sie nun daselbst allein waren, so bot der Superintendent auf einmal seine ganze äussere und innere Beredsamkeit auf; und nachdem er schon gleich in den

ersten Minuten den Edelmann hinreichend dadurch erschüttert hatte, so hielt er ihm sein geäussertes Vornehmen, und nicht minder die Veranlassung dazu mit einem solchen Nachdruk vor, daß der Edelmann sogar kein Wort darauf zu erwiedern vermochte, sondern vielmehr äusserst gerührt, sein Unrecht erkennend, ihm um den Hals fiel, um Verzeihung bat und Hand in Hand — noch mit thränenden Augen wieder mit ihm in den Versammlungssaal zu aller Erstaunen zurükkehrte, und ganz vorzüglich die vorhin gedachten Edelleute in nicht geringe Verwunderung sezte; — — freilich nachmals auch zu vielem Lachen Gelegenheit gab. — Der Superintendent erhielt auch noch am folgenden Tage von dem Edelmann ein ansehnliches Geschenk. — Es ist nur zu bedauren, daß der würdige W**, dessen Andenken noch bei vielen sehr heilig ist, zum Theil

noch lebend sehr wenige Freude von seinen Kindern hatte.

XXXV.

Ich pflege sehr gern auf meinen Reisen die Kirchhöfe und öffentlichen Begräbnißörter zu besuchen, doch weder um da zu weinen, noch auch melancholisch zu empfindeln, oder enthusiastisch zu schwärmen. — Nein, um mich theils selbst mitten unter den Todten meines noch gegenwärtigen Seins, — theils der erwartenden Zukunft zu freuen, wo auch ich einst am Abende meines Lebens zur Ruhe gelangen, und zu meinen Brüdern werde versammelt werden. — Ich übersehe bei dieser Gelegenheit gemeiniglich die verschiedenen Innschriften auf Steinen oder andern Monumenten und Begräbnißkapellen. — Oft wurde ich bei dieser

Uebersicht sehr in meinen Betrachtungen gestört, und aus meinem tiefen Ernst nicht selten bis zum Lachen hingerissen. —

Ueberhaupt gefallen mir aber die weitschweifigen und vorzüglich die prunkvollen Innschriften auf Grabmälern gar nicht. Je einfacher sie sind, um desto mehr liebe ich sie. Daher gefallen mir auch die Leichensteins-Innschriften bei den Herrnhuthern: N. N. heimgegangen den und den — so wie auch überhaupt ihre Leichenplåzze, und die Ordnung der Grabmåler, jede mit einem Steine bedekt, und eine neben der andern, mit dazwischen gepflanzten Zypressenbåumen — so ganz ausserordentlich. — Selten findet man ein so einfaches und dabei angemeßnes Ganze als hier; welche Wildheit, Unordnung und Geschmaklosigkeit finden wir dagegen nicht auf so manchem andern, und fast noch auf den meisten Leichenhöfen.

Ich will unter andern zum Theil abgeschmakten, zum Theil lächerlichen Innschriften nur folgende drei erwähnen. So hat sich unter andern ein Kommerzienrath in einer berühmten Stadt noch bei seinen Lebzeiten ein Grab bauen lassen, das mit einem prachtvollen Steine bedekt, und mit folgender Innschrift bezeichnet ist: Hier ruhen die entseelten Gebeine des noch lebenden Kommerzienraths N. N.

Auf eben diesem Leichenhofe hat ein Tischler, Namens Ochs, seinem einzigen Söhnlein folgende Grabschrift auf den Leichenstein sezzen lassen:

Hier ruht das kleine Oechselein,
Des Ochsen einzigs Söhnelein;
Der liebe Gott hat nicht gewollt,
Daß er ein Ochse werden sollt. —
Der alte Ochs hat wol bedacht
Kind, Sarg und Grabschrift selbst gemacht.

Ueber

Ueber einer prachtvollen Begräbnißkapelle eines vornehmen Herrn in C*land, stand folgende Innschrift:

Deo Ter Optimo Maximo.

Filiis et Filiabus hoc Monumentum erexit.
N. N.

Möchte man doch fast glauben, als ob der liebe Gott hier selbst begraben werden sollte.

Da ich nun schon einmal von Inschriften spreche, so will ich auch noch bei dieser Gelegenheit eine sehr drollichte Innschrift, über eine Brandweinbrennerei, (das Grab der meisten Bauern in C*land) erwähnen, die ich ohnweit L** auf dem Gute eines gewissen Herrn von K*ff. T** genannt, bemerkt habe. — Ich fand nämlich hier ausser der schönen Lage des Orts und den besonders treflichen und sehr geschmakvollen

vom Eigenthümer angelegten Gärten, auch noch eine Brandeweinbrennerei mit der Innschrift, Soli Deo. — Nach näherer Erkundigung soll der Baumeister dieses Brandhauses, wie man es in E* land nennt, — ein undeutscher Erbbauer des Edelmanns — diesen Einfall so ganz für sich angebracht haben, weil er wahrscheinlich einmal etwas vom Soli Deo gloria gehört hatte, ohne dennoch zu wissen, was es bedeute. Das Wort gloria schien nur des Raums wegen weggeblieben zu sein.

XXXVI.

Ein junger Mensch, ein Schneider seiner Profession, wurde wiederholten Kirchenraubs beschuldigt, und überwiesen. Es vereinigten sich aber mehrere Umstände, die theils zur Entschuldigung dieses Unglüklichen

lichen etwas beitrugen, theils auch eine zukünftige Besserung seines Lebens hoffen liessen, — überhaupt eine gnädige Minderung seiner zu erwartenden Strafe zu verdienen schienen. — Der Prediger des Orts, — ein würdiger und vielen unvergeßlicher Mann — verwandte sich deshalb selbst bei einem geschikten Rechtsgelehrten, und bat ihn, für den unglüklichen jungen Menschen eine Bittschrift an den Landesfürsten zu verfertigen, und eine gnädige Erlassung der ihm von seinen Richtern bereits zuerkannten Todesstrafe dadurch aller unterthänigst zu erflehen. Er bezahlte sogar die Kosten für diese Schrift aus seinen eignen Mitteln, — denn in dem Lande, wo dieses sich zutrug, werden dem Advokaten seine Arbeiten nach Buchstaben bezahlt. — Der Rechtsgelehrte versprach es zu thun, versäumte aber den Zeitpunkt, und bald darauf

auf kam schon das vom Fürsten unterzeichnete Todesurtheil, und es wurde auch sogleich von den Richtern der Tag festbestimmt, an welchem er sollte gehangen werden. —

Die von dem Delinquenten vielleicht selbst gehoffte Gnade, und der daher gegenwärtig entsprungene verzweiflungsvolle Zustand, — oder auch jugendlicher Leichtsinn und natürliche Roheit des Herzens, — vielleicht auch Todesangst, gaben zu seinem überaus freien und mehr bedauernswerthen als lächerlichen Betragen bei der erfolgten Exekution selbst, Gelegenheit. — Er bezeigte sich schon am frühen Morgen des Exekutionstages überaus heiter und sorgenlos, unterbrach den Prediger, als er mit ihm zur Richtstäte fuhr, verschiedentlich in seinen Gebeten, und nöthigte ihn endlich gar, dieselben zu beendigen, weil er schon genug gebetet habe, und schnupfte unaufhörlich Tabak. — Auf einmal forderte er,

daß

daß der Wagen still halten möchte, indem er eine kleine Nothwendigkeit zu befriedigen hätte; denn, sagte er: es ist fatal für die Zuschauer, wenn einem am Galgen die Blase plazt. — Noch unter dem Galgen, ehe man ihm die Hände auf den Rükken band, nahm er zuerst eine Prise Tabak, — und noch, als man ihn schon aufzog, — sagte er zu der umstehenden Menge von Zuschauern sehr freimüthig: Adieu meine Herren! — Sein Diener, erwiederte ihm einer. — Der Scharfrichter hatte entweder aus Versehn oder aus Unwillen über die Kekheit seines Kandidaten den Strik über den Kragen des Kleides gelegt, und er schien sich daher noch lange quälen zu müssen. — Wenige Tage darauf kam der erbetene Pardon vom Landesfürsten, indem die obgedachte Bittschrift demselben zu spät war überreicht worden. — Der Rechtsgelehrte entschul-

digte

digte sich damit beim Prediger: daß seine gemachte Verzögerung nichts zu bedeuten habe, denn der Mensch habe doch nach den Gesezzen schlechterdings den Galgen verdient.

XXXVII.

Ein Mann, — der schon in dem üblen Rufe stand, als habe er vor einiger Zeit eine Mordthat begangen, hatte seine Mutter bei sich im Hause, von der man sagte, daß ihr die Mordthat ebenfalls bekannt gewesen, und da sie einstmals durch eine Bußpredigt äusserst gerührt worden sei, gegen ihren Sohn geäussert habe, daß sie unmöglich länger schweigen könne, sondern jene That öffentlich anzeigen wolle. — Genug — die Frau wurde plözlich krank, und der noch spät am Abend hinzugerufene

Arzt entdekte sogleich ungewöhnliche Ursachen ihrer Zufälle, verordnete ihr verschiedene äussere und innere Mittel, die er zwar am folgenden Tage aus der Apotheke herbeigebracht, aber nicht von der Kranken angewandt fand. — Schon kämpfte sie bis zu dessen Morgenbesuche mit dem Tode, und starb auch wenige Stunden nachher.

Der menschenfreundliche Arzt — aus dessen Munde ich dieses wirklich erfuhr, — zeigte sogleich diesen ganzen Vorfall, seine gegründete Vermuthung, und die daher äusserst nothwendige Eröffnung des Leichnams einer öffentlichen Gerichtsperson an. — Man ließ den Sohn der Verstorbenen rufen und sagte ihm, daß man den Leichnam seiner Mutter eröffnen würde. Dieser erwiederte, daß wenn es das Gericht auf öffentliche Kosten thun wolle, so hätte er nichts darwider. — Die Kosten

betrugen aber nur zwei Thaler für den Stadtphysikus, die aber das Gericht nicht daran wenden wollte. —

Ganz gewiß würde der Stadtphysikus — ein überaus guter und schäzzenswürdiger Mann — dem dieser ganze Vorfall nicht unbekannt bleiben konnte, — sich ohne Verzug selbst gemeldet, und die Leichenöffnung ohne Bezahlung dafür unternommen haben, wenn er damals nicht — krank gewesen wäre.

XXXVIII.

Einem vornehmen Edelmanne in R** waren verschiedene Sachen von Werth — wahrscheinlich von einem oder mehrern seiner Bedienten gestohlen worden. Er wandte alle sonst mögliche Mittel an, es zu erforschen; allein umsonst. — Endlich

gab

gab ihm sein Dorfpfaffe den Rath: daß er alle seine Bedienten in der Kirche schwören lassen solle.

Da man nun aber schon den größten Verdacht auf einen oder den andern dieser Leute hatte, so richtete der kluge Pfaffe den Schwur sehr bedingt ein, so daß es aber dennoch von den Geschwornen nicht bemerkt wurde. — Sie mußten sich hierauf alle in das Gesindezimmer des Edelhofes verfügen, wohin auch bald hernach der Pfaffe selbst kam, und sie mit harter Stimme anredete und fragte: Nun habt ihr alle geschworen? — Ja riefen sie alle. — Auch die Diebe der gestohlnen Sachen? fragte er noch nachdrüklicher — Ja, riefen drei unter ihnen! — Und auf diese Weise wurde der Diebstahl entdekt.

XXXIX.

Ich besuchte auf meiner Reise durch R** einen vornehmen Kavalier, mit dessen Söhnen ich in L** studiert hatte. Ich brachte daselbst zwei Wochen lang sehr angenehm zu. Der alte K** war ein sehr würdiger Herr, sprach sehr gut latein, und hatte überhaupt sehr viele wissenschaftliche Kenntnisse. Ein sehr lächerlicher Vorfall ereignete sich hier, den ich unmöglich unangezeigt lassen kann. Dem K** war ein deutscher Jäger entwichen, zu dessen Flucht (wie man bald darauf erfuhr) der Pfaffe des Dorfs sehr viele Gelegenheit und Beihülfe gegeben hatte. Der K** — ein zwar weiser und gütiger, aber auch eben so strenger Herr, ließ den Pfaffen an einem Nachmittage, als wir eben mit andern Gästen Thee tranken, zu sich rufen. — Der K** empfieng ihn (wie gewöhnlich die R** zu thun pflegen) indem er auf

ihn zugieng und ihm die Hand küssen wollte, — wobei jener aber ihm sogleich — durch ein Kreuz, das er mit der nämlichen Hand ihm vor der Stirne machte, — zuvorkommt. Er nöthigte ihn hierauf in sein Schlafzimmer; — brachte ihn zuerst durch Drohungen zum freien Geständniß seines begangenen Unrechts, und züchtigte ihn hierauf eigenhändig auf das nachdrüklichste. —

Wir hörten freilich im Saale bisweilen so ein dumpfes Geschrei, das aber bald wieder vergieng, — denn der Pfaffe hatte, damit es nicht lauter würde, ein Kissen in den Mund nehmen müssen. — Auf einmal wurde geklingelt, und der Kammerdiener trug hierauf ein großes Glas Punsch (welches der K** schon früher befohlen hatte) in das Schlafzimmer für den Pfaffen, — der denn auch selbst

bald darauf wieder im Versammlungs-saale erschien. —

Sein starker Schweiß, seine Röthe im Gesicht und sein schweres Athemholen — schienen eine große vorhergegangene Anstrengung zu verrathen. — Das ist schön, sagte einer aus der Gesellschaft zu ihm: Sie trinken da Punsch, und wir müssen hier nur Thee trinken. — Ja, ja, erwiederte der Pfaffe (indem er sich zugleich empfahl) Geht nur hin und trinkt Punsch!

XL.

Ein berühmter Geistlicher in St. P** verheirathete sich vor ungefähr zehn Jahren mit der zweiten Schwester seiner verstorbenen Gattin. Viele in seiner Gemeinde schienen theils unzufrieden damit zu sein, theils

theils überhaupt die Rechtmässigkeit dieser Ehe, und das Schikliche derselben besonders für einen Geistlichen — zu bezweifeln. Der würdige Mann sah sich also genöthigt eine kleine Apologie darüber zu schreiben, die ich damals mit vielem Vergnügen gelesen habe. Er zeigte zuerst die Bewegungsgründe, zweitens die Entscheidungsgründe historisch und biblisch an, die ihn zu dieser Wahl berechtigt hätten, und beantwortete am Schluß noch einige Einwendungen, die ihm vielleicht von andern dagegen gemacht werden dürften.

Einer seiner Landsleute und Freunde schrieb eine Widerlegung dieser Apologie, und bewies eben so aus scheinbaren Gründen der Vernunft, die Unrechtmässigkeit dieser Ehe, als der Geistliche die Rechtmässigkeit derselben aus der Bibel hatte be-

weisen wollen. — Doch es war diese Gegenschrift mehr Scherz als Ernst des Verfassers. Sie ist nicht gedrukt, und der Herr Pastor hat sie gewiß selbst nicht einmal gelesen. — Ich will sie daher ihres launigten Innhalts wegen hier mittheilen, und man wird zugleich daraus die biblischen Gründe des Herrn Pastors erfahren und beurtheilen können.

Hochehrwürdiger Herr Pastor!

Die liebenswürdige Offenherzigkeit, mit welcher Sie Ihre Gründe, warum Sie sich für berechtigt halten, eine eheliche Verbindung mit Dero Demoiselle Schwägerin einzugehn, dem Publikum zur Beprüfung darstellen, muß nothwendig jeden empfindsamen Leser ungemein wohlgefallen haben. Ich kann selbst nicht leugnen, daß ich wenige Tage nach meiner Wiederkunft,

als

als mir durch einen meiner Freunde Ihre Schrift in die Hände kam, ungemein viel Angenehmes bei Durchlesung derselben empfunden habe. Demungeachtet muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich auch eben sogleich das Anstössige und das Schwankende Ihrer Gründe empfand, welches alles der Reihe nach — ich nicht minder offenherzig und aufrichtig wie Sie, Ihrer gütigen Erwägung empfehle.

Zuerst die Bewegungsgründe, welche Sie hatten, Sich Ihre Demoiselle Schwägerin zur Ehegattin zu wünschen, waren.

Erstlich: Weil Sie dieselbe, nach einer vieljährigen Bekanntschaft, wegen ihrer vortreflichen Eigenschaften, — mit einem Worte, wegen ihrer bewährt gefundenen Tugend, vorzüglich verehrungs und liebenswürdig fanden, und weil sie auch Ihren Jahren vor vielen andern Personen

ihres Geschlechts (wol in Rüksicht der zu hoffenden Nachkommenschaft) besonders angemessen zu sein schien.

Zweitens: Weil Sie, nach Ihrer Lage und nach Ihrem Gewissen, keine weisere und zärtlichere Mutter für Ihre liebenswürdige Kinder zu erhalten überzeugt waren, und es überdies für Pflicht hielten, nicht nach Leidenschaft, sondern mit reifer Ueberlegung zu wählen. Allein, Hochehrwürdiger Herr Pastor, war Ihre reife Ueberlegung nicht selbst Leidenschaft? Was denken Sie sich bei der erstern? Nicht wahr, Sie verglichen die Vorzüge und vortreflichen Eigenschaften Ihrer schäzzenswürdigen Demoiselle Schwägerin mit den Erziehungsbedürfnissen Ihrer lieben Kinder, und fanden alsdann aus dem Uebergewicht jener Vorzüge vor vielen andern ihres Geschlechts, Ihre Verbindung mit derselben nicht nur äusserst nüzlich, sondern

dern sogar nothwendig? Und war das denn nicht Leidenschaft? Ganz gewiß! — Denn so wie überhaupt Leidenschaften alle unsere Handlungen bestimmen, so kann ich mir besonders zu ehelichen Bewegungsgründen, keinen andern Sporn, kein anderes Triebwerk, als Leidenschaft denken. Sei es nun Leidenschaft für die Person, oder für ihr Vermögen, oder für sonst irgend etwas, welches mit beiden in Verbindung steht; so ist es doch immer Leidenschaft, die wir dennoch so oft reife Ueberlegung zu nennen pflegen. — Daß es aber wirklich reife Ueberlegung sei, die Sie geführt habe, — ist mir wenigstens sehr unwahrscheinlich, es müßte denn Ueberlegung eine Frucht sein, die sehr geschwind aufwächst und reift.

So aufrichtig ich nun auch schon, theuerster Herr Pastor, diese zwei Bewegungsgründe als Wirkungen Ihres fühl-

baren Herzens gelten lassen will, so wenig kann ich Ihnen dennoch in Ansehung des dritten beistimmen.

Sie lassen sich nämlich, wie ich glaube, etwas zu voreilig durch den Beiklang einiger berühmter Gottesweisen zu Ihrer Lieblingsmeinung verführen, und gerathen dadurch auf sehr gefährliche Irrwege. — Eben, als wenn die Ehe mit der verstorbenen Frauen Schwester um der Frömmigkeit und des großen Ruhms dieser Herren willen, rechtmässiger und schiklicher werde. — Denn wenn man euch sagen wird: Siehe hier ist Christus, oder da ist Christus, so glaubts nicht, und folgt ihnen auch nicht. — Erinnern Sie sich wol, hochehrwürdiger Herr Pastor, wo diese Worte stehn, und wer sie sagte? — Doch über diesen Punkt der Auktorität werde ich unten noch mehr sagen.

Izt komme ich nun auf den rechten Mittelpunkt Ihrer Schrift, auf die so allmächtigen Entscheidungsgründe für Ihre (glaublich) gerechtsame Sache.

Der erste Entscheidungsgrund ist: Gott erlaubte selbst nach Erschaffung der ersten Menschen, so wie auch nach der Sündfluth, die Ehen zwischen nahen Blutsverwandten, sogar zwischen Brüdern und Schwestern. — Woher eben wol anders in beiden Fällen, als weil die Menschengesellschaft damals noch sehr klein, und es daher äusserst nothwendig war, diese Verbindungen zu treffen, wenn anders das menschliche Geschlecht vermehrt, und immer weiter fortgepflanzt werden sollte? — Sogar Adam trat in eine eheliche Verbindung mit Even, da doch diese von seinem eignen Fleische genommen, und nicht weniger als seine leibliche Tochter anzusehen war. Eben dieses aus dem nämlichen

Mangel

Mangel an andern Personen ihres Geschlechts. — Wären nun aber Gott dergleichen Ehen zwischen sehr nahen Blutsverwandten mißfällig gewesen, so hätte er ja wol zur Verhütung derselben (wie Ew. Hochehrwürden vermuthen) zwei oder mehrere Menschenpaare erschaffen können? — Doch wir wollen nicht über die Möglichkeit alles dessen, was da hätte sein und geschehen können streiten, sondern nur auf das sehen, was da ist, und übrigens sicher glauben, daß Gott nach seiner weisen Vorherbestimmung aller Dinge, gewiß das Beste zu gemeinsamen Absichten werde gewählt haben. — Daß übrigens auch einige Herren Erzväter ebenfalls ihre nahe Blutsverwandtinnen geheirathet haben, ist mir sehr wol bekannt, und aus eben dem Mangel an vielen andern Personen des schönen Geschlechts zu erklären, den ich vorher bereits als die

einzige Ursache dieser Verbindungen in den ersten Zeiten angegeben habe.

Zweitens versichern Ew. Hochehrwürden: die Ehe mit der verstorbenen Frauen Schwester widerspräche den positiven oder ausdrüklich bestimmenden Ehegesezzen auf keine Weise, und dieses suchen Sie denn durch eine Mosaische Stelle zu beweisen. Allein ich finde in eben dieser Stelle nur einen sehr trüglichen Beweis für Ihre Meinung, und es deucht mir überdieß ganz unrichtig zu sein, wenn Sie aus dem Zusazze, weil, oder, so lange sie noch leben, mit einer unleugbaren Gewißheit schlüssen wollen: daß es erlaubt sei, die zweite Schwester, nach dem Tode der erstern, zu heirathen. — Hat nun freilich Gott gleich diese Ehe nicht ausdrüklich verboten, so hat er sie gegenseitig auch nicht ausdrüklich erlaubt, und so wie andere mit einem

Segen belegt! das läßt sich übrigens gar nicht denken, daß Gott, so wie die Menschen es oft der Zweideutigkeit wegen zu machen pflegen, es gleichsam bei sich sollte im Sinne behalten, und nicht mit ausdrüklichen Worten gesagt haben: aber nachdem die erste Frau gestorben, soll es dir erlaubt sein, Ihre Schwester zu heirathen, wenn er anders ein gnädiges Wohlgefallen daran gehabt hätte. — Vielmehr möchten wir aus eben dieser so mächtigen Beweisstelle schliessen, daß, da Gott einmal ausdrüklich verboten hat, seiner Frauen Schwester neben sich zu nehmen u. s. w. er überhaupt an jeder Verbindung mit derselben ein Mißfallen müsse gehabt haben.

Wenn ferner Gott den Israeliten aus den von Ihnen angezeigten Ursachen es ausdrüklich untersagte, die

Wittwe

Wittwe ihres Bruders zu heirathen; ihnen hingegen bei Strafe gebot, sich mit der kinderlosen Wittwe ihres Bruders zu verbinden, so dürfen Ew. Hochehrwürden dennoch daraus keine Folge zum Beweise der Rechtsmässigkeit Ihrer Verbindnng ziehen. Denn einmal war der Endzwek bei jenen Ehen, wie wir sogar mit ausdrüklichen Worten in der Schrift lesen, ganz von dem Ihrigen verschieden *). Zweitens, so ist auch in Hinsicht auf den mehr oder wenigern Antheil bei dem Hauptzwek der Ehen, der Schwester Wittwer mit seiner Frauenschwester nicht in gleichem Grade verwandt, als des Bruders Wittwe mit ihres Mannes Bruder.

Ihr

*) Die Juden hielten es, wie bekannt, für Schande, kinderlos zu bleiben, darum denn auch Gott diese Ehen ausdrüklich befahl.

Ihr ganzer Entscheidungsgrund fällt also über den Haufen. — Und wollen wir endlich auch gleich eine Gleichheit in der angezeigten Verwandtschaft annehmen, so würde sogar daraus erhellen, daß, da Gott nur der kinderlosen Wittwe erlaubte, ihres Mannes Bruder zu heirathen, im Gegentheile aber es den Israeliten ausdrüklich verbot, — Ew. Hochehrwürden Verbindung — da Dieselben nicht kinderlos sind, auch mit zu der leztern Gattung gerechnet zu werden verdiene, und also im Gesez verboten sei.

Die Einwendungen endlich, welche Sie Ihrer Schrift beifügen, sind mit eben so vielem Schlausinne aus dem gemeinen Leben entlehnt, als mit vieler Kraft und Stärke von Ihnen beantwortet worden. Ich will keine Einwendungen machen, nur muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich ungemein gewünscht

hätte,

hätte, daß Sie bei Beantwortung der zweiten Einwendung sich etwas länger möchten verweilt haben. Denn gewiß verkennt man gemeiniglich den geistlichen Stand zu sehr, verlangt übernatürliche Dinge von ihm, und will überhaupt von einem Priester alle Menschennatur entfernt wissen. —

Die Beispiele, die Ew. Hochehrwürden endlich bei der Beantwortung der fünften Einwendung, wegen der Seltenheit dieser Ehen, zum Beweise anführen, beweisen so wie alle Beispiele — sehr wenig; sondern zeigen vielmehr nur an, daß gewisse Personen von der Rechtmässigkeit dieser Ehen überzeugt gewesen, und daher dergleichen Verbindungen mit ihren Schwägerinnen eingegangen sind. — Nicht alles aber, wovon einer oder der andere — oft weise Mann überzeugt ist, ist deswegen recht und billig, oder mit an-

dern Worten, dem allgemeinen Besten, der allgemeinen Menschenglükseligkeit angemessen.

Zulezt sezzen Sie noch Ihrer Schrift einige Auszüge aus den Büchern unserer berühmtesten Gottesgelehrten und Schriftforscher als Innsiegel, oder als Zeugnisse hinzu. Allein diese und alle dergleichen Anweisungen auf das Ansehn und den Machtspruch großer Männer und Weisen gelten (Dank sei es unserm erleuchteten Jahrhunderte!) nunmehr auch schon in den meisten Fällen sehr wenig, in einigen gar nicht. — Nur Beweis, nicht Auktorität, verlangt man. Es hätten daher die Herren Leß, Michaelis, de Morees, Miller und Jakobi mit der ihnen erwiesenen Ehre immer verschont bleiben können, da Ew. Hochehrwürden doch überdies (so wie ich mich auf der neunten Seite Ihrer Schrift gelesen zu haben erinnere) nach

den Grundsäzzen Ihrer Kirche keine andere Auktorität, als das untrügliche Wort Gottes in der Bibel erkennen. —

Das ist denn nun aber auch alles, war mir bei Lesung Ihrer Schrift im allgemeinen zweifelhaft und unbestimmt schien. Izt will ich Ihnen denn nun auch meine Entscheidungsgründe vorlegen, nach welchen ich die Ehe eines Mannes mit seiner Frauen Schwester, so wie überhaupt die Ehe mit nahen Blutsverwandten für höchst unschiklich und unrechtmässig halte, da nämlich dieselbe den ewigen unveränderlichen Naturgesezzen und ganz besonders der Quelle derselben, der Vernunft widerspricht.

1) Es würde die menschliche Gesellschaft sehr viel dabei verlieren, wenn dergleichen Ehen mit nahen Blutsverwandten häufiger würden. — Denn nehmen Sie einmal an, es befände sich ein Mann von

vorzüglichem Verdienst und besondern Talenten im Belehrungs- und Unterhaltungston, in einer großen Gesellschaft, und er wollte sich nun ganz allein mit seinen Verwandten oder einmaligen bekannten Freunden unterhalten, und auf den übrigen Theil der Gesellschaft gar nicht Rüksicht nehmen, würde diese nicht ungemein dabei verlieren? Ohne Zweifel! So auch die Menschengesellschaft, wenn dergleichen Ehen zwischen nahen Blutsverwandten, besonders bei Reichen, häufiger würden. Denn einmal würde die Zirkulation des Geldes ungemein dadurch vermindert. Es würden ferner weniger Verbindungen unter Menschen, weniger Familien, weniger vereinbarte Kräfte zur Ausführung einer guten Sache, oder zur Anspornung eines wichtigen Unternehmens, mit einem Wort, weniger Glükseligkeit mehr statt finden. —

2) Es wird eine ungemein starke Seele dazu erfordert, sich mit einer Person ehelich zu verbinden, die mit der verstorbenen Gattin in einer so nahen Blutsverwandtschaft steht. Denn wenn der Schmerz sich zu innig mit der Freude verbindet, so entsteht daraus ein bedauerenswürdiger Mittelzustand der Seele.

3) Es dürften diese und ähnliche Ehen dem schwächern Menschentheil, den wir nicht allemal durch Gründe, sondern durch Beispiele zu Handlungen führen müssen, schädlich und anstössig werden, ja wohl gar durch irrige Schlüsse ihn zu Erweiterungen und falschen Anwendungen dieser vorgeblich erlaubten Verbindungen veranlassen. Ew. Hochehrwürden haben zwar schon diese Einwendung auf der fünften und folgenden Seite zu beantworten gesucht, — doch mehr nur in Rüksicht des dadurch zu gebenden allgemeinen Aergernisses, als des be-

sondern geheimen Schadens, von dem ich hier rede. Denn freilich ist es keine im strengsten Wortverstande böse Handlung, seiner Frauen Schwester zu heirathen; nur muß ich aufrichtig gestehn, daß ich mich dennoch nicht ganz davon überzeugen kann, daß diese und ähnliche Ehen dem gemeinen Denker sogar unschädlich wären. — Meinen Grund habe ich angezeigt, — und es ist wahrhaftig auch so! — denn die Erfahrung lehrt, daß so wie Sprüchwörter gemeiniglich das Archiv des großen Haufens sind, so sind Beispiele sein Sporn und einziges Triebrad zu Handlungen, — und durch eine falsche Beurtheilung und ungeschikte Anwendung derselben — nicht selten zu unerlaubten Handlungen. —

Doch es ist endlich Zeit, die hämische Maske des Widerspruchs hinweg zu werfen, und mich Ihnen, mein theurer Herr Pastor, so frei und offen darzustellen, als

die

die Natur mir gebietet, und der Ausdruk meiner wärmsten Empfindungen für Sie es verstattet. Es war überhaupt keineswegs meine Absicht, Ihnen im Ernst das Unschikliche und Unerlaubte Ihrer gerechten Verbindung, sondern vielmehr nur die Möglichkeit zu zeigen, wie ungeachtet der schon bereits von Ihnen widerlegten Einwendungen, sich dennoch etwas mehreres dawider sagen lasse. Unstreitig haben Sie nun auch mehr als viele andere Personen Ihres Standes und Ihres Geschlechts in ältern Städten, und bei zahlreichern Kirchengemeinden das Recht, sich mit Dero Demoiselle Schwägerin zu verbinden, da Ihnen überdies bereits an diesem Orte die Fakkel des Beispiels verschiedener angesehener und rechtschaffner Männer so herrlich vorleuchtet, deren Verbindungen übrigens alle (hier in Petsb., als einer nach Ihrer eignen Benennung noch sehr

jungen Stadt) mit dem nämlichen Rechte und aus den nämlichen Ursachen zu entschuldigen sind, als aus welchen es den ersten Menschen erlaubt war, ihre nahe Blutsverwandten zu heirathen, und die ich oben ausführlich angezeigt habe.

Ich freue mich übrigens recht sehr, mein theuerster Gönner und Freund! Ihren Verlust auf eine so vortheilhafte Weise wiederum ersezt, und Ihren tiefen Schmerz sobald wieder in frohe und angenehme Empfindungen verwandelt zu sehen. Ihre Wahl macht überdies Ihrem Herzen auch noch ganz besonders Ehre, da Sie das Andenken Ihrer verblichenen Gattin und Ihre Liebe für sie dadurch zu vereinigen suchen, daß Sie wiederum aus gleichem Blute wählen, und die erste Freundin Ihrer entschlafenen Geliebten, — Ihre zärtlich geliebteste Demoiselle Schwester, sich zur Gattin bestimmen. —

Nennen

Nennen Sie nun übrigens das, was Sie eigentlich zu dem Wunsche dieser Ihrer Verbindung brachte, oder zu dem lezten Entschluß der Ausführung bestimmte, nicht Leidenschaft, — sondern reife Ueberlegung, — tiefes, ernstes Nachdenken, ja nicht einen geheimen aus der Seele stammenden Zug, — wolbedächtige Erwägung und Rüksicht auf verschiedene Lagen und Umstände, — nicht Seeleneinklang und wahre innigste Herzenssympathie, — so weiß dennoch der, der einmal in seinem Leben für ein zärtliches Geschöpf fühlte, — aus Erfahrung, — schon ohne dies, was der Ausdruk zu Anfange Ihrer Schrift sagen will: Ich hatte Grund, sie mir zur Ehegattin zu wünschen.

Ich habe die Ehre, mich mit immerwährender Hochachtung zu nennen

Ew. Hochehrwürden

ergebenster Diener und Freund

**w.

XLI.

Ich war einmal in C*land auf einer ländlichen Hochzeit, wo ein Edelmann seine nahe Anverwandtin, — ein armes Fräulein, mit dem Pastor seines Guts — ein seltenes Beispiel! — verheirathete. Ein junger Gelehrter in der Gesellschaft verband sich, eine Hochzeitrede aus dem Stegreif über ein Them zu halten, das man ihm versiegelt überreichen würde, nachdem er den kurzen Eingang zu seiner Rede würde beendigt haben. — Also nach auf-

aufgehobner Tafel stellte sich die ganze Versammlung in einen Kreis, — Braut und Bräutigam in die Mitte, und der Redner vor sie. Er fieng an (was wirklich einer in der Gesellschaft nachschrieb.)

Glüklich Verlobte,
vornehme und höchstzuverehrende
Versammlung!

Unter allen Veränderungen der Verhältnisse im menschlichen Leben, unter allen Wechselungen und Täuschen, selbst unter allen Fesseln und Banden, die weniger Strafe, mehr Belohnung sind, ist unstreitig die Ehe eine der merkwürdigsten, der angenehmsten und der sanftesten unter der Sonne, die ich kenne. —

Zwei Personen verändern ihren Stand, verlassen Vater und Mutter, Bruder und

Schwester, Freunde und Verwandte, und treten in wechselseitige Verhältnisse und genaue Verbindungen mit einander. — Zwei Personen, — ein Männlein und ein Fräulein, wechseln und tauschen Ringe und Herzen, — und vielleicht mehr noch mit einander, was sonst die Natur beiden Geschlechtern noch zum Wechseln und zum Tauschen gab. Unzertrennliche Bande, — Fesseln, — o wenn sie doch nur nicht oft eisern wären! verknüpfen zwei Personen auf ewig, so wie zum Beisammensein, — so auch zur Liebe und unverlezlichen Treue. — Ein Herz und eine Seele! — Wo ist eine Veränderung, ein Tausch und eine Verbindung, die dieses alles von beiden Theilen gleichsam als gegenseitige Verpflichtung fordert, — als die Ehe. — Doch um Sie, glüklich Verlobte! vornehme und höchstzuverehrende Versammlung nicht mit einem blossen allge-

allgemeinen Geschwäzze über einen Gegenstand zu unterhalten, der eben so ehrwürdig als lehrreich ist, um nicht in meiner Rede auszuschweifen, sondern einen bestimmten Faden derselben zu verfolgen, so will ich, um meiner Anerbietung und Ihrer hohen Bewilligung Genüge zu leisten, die sich uns darbietende Gelegenheit, die glükliche Eheverbindung eines hochwürdigen Mannes, mit einer edlen höchstwürdigen Männin dazu benuzzen, daß ich Sie einige Augenblikke über einen allgemeinen Saz unterhalte, den ich noch bis izt nicht weiß, den ich mir aber von Ihnen nunmehr anzuzeigen gütigst erbitte.

(Man überreichte ihm hierauf ein versiegeltes Billet, er eröffnete es und fuhr sogleich in seiner Rede weiter fort.)

Die Worte, welche Sie selbst, vornehme und höchstzuverehrende Versammlung, mir zum Grunde meiner

ner Rede, an diesem Ihnen und mir gleich feierlichen Tage, bestimmt haben, sind folgende:

Er kann, — Sie will!

(Hierauf überreichte er das Billet denen Personen, die ihm zunächst standen, und es gieng so in der ganzen Gesellschaft herum)

Ja (fieng er an) Er kann keine bessere finden — Sie will sich mit ihm verbinden.

Er kann, — Sie will! — so paradox, mehr als zweideutig, auffallend, selten und einzig in seiner Art auch Ihnen, glüklich verlobte B. und H. V. dieser Saz als Them zu einer Hochzeitrede dem Anscheine nach deuchten möchte, und es auch in der That ist, wenn wir nur blos bei den Buchstaben stehen bleiben, und

selbige nur pünktlich auf die erste und lezte Bezwekkung der Ehe anwenden wollten, so reichhaltigen Stoff zu Betrachtungen, nüzlich nicht nur den beiden glüklich Verlobten, sondern auch selbst denen unter uns, die schon lange, gleich Ihnen, die Wonne des innigsten Ehevereins in schwächerem oder stärkerem Maaße genossen haben, oder es doch bald, und je eher je lieber zu genießen wünschen.

Entschuldigen Sie den Redner, wenn er nicht sogleich in dem ersten Augenblikke die harte Schaale dieses vortreflichen Kerns vor Ihren Augen zu zerlegen vermag, wenn er — übrigens unbesorgt, daß er sein Versprechen nicht erfüllen, und Ihre Erwartung — wenigstens nicht zum Theil werde befriedigen können, nur einige Zeit zu gewinnen sucht, um seine ganze Seele zu Empfindungen anzustimmen, die, wenn sie erst einmal einen gewissen Grad der Leb-

haftigkeit werden erreicht haben, zulezt von selbst in Worte überfliessen müssen. Erwarten Sie übrigens kein praktisches Gemälde, sondern nur ein theoretisches Räsonnement, — aber eine Theorie ganz aus der Erfahrung der berühmtesten Praktiker in dieser einzigen natürlichen Kunst von mir. Doch fürchten Sie nicht, verehlichte Personen, in dieser großen vornehmen Versammlung, daß ich vielleicht eins und das andere, was man mir da und dort als ein Geheimniß anvertraut hat, bei dieser Gelegenheit verrathen werde, noch sein Sie, keusche und noch schuldlose junge Mädchen und Jünglinge besorgt, daß ich Ihre Wangen ohne Noth färben, und durch eine gänzliche Hinwegnehmung des Vorhangs, — durch eine plözliche und unerwartete Aufdekkung der Natur, in ihre mit nichts zu vergleichenden Schönheiten, — unvorsichtig

tig genug selbst Oel ins Feuer giessen werde, das zeitig genug, auch ohne mein Zuthun, brennen, — aber auch eben so wieder verlöschen wird. —

Er kann, — Sie will. — Ich werde diese Worte zuerst als Worte der Aufforderung zum Ehestande, zweitens als Worte der Beruhigung und des Trostes im Ehestande, und drittens als Worte der Lehre, der Warnung und des Unterrichts für diejenigen betrachten, die davon Gebrauch machen wollen. — Ich werde frei, — doch ohne Ihre Ohren zu beleidigen, — offenherzig, — doch ohne Verrätherei, mit und ohne Bild, — natürlich und künstlich reden. — Gönnen Sie mir nur, glüklich Verlobte V. und H. V.! Ihre mir sehr werthe und schäzbare Aufmerksamkeit. —

Er kann, — *Sie will* — sind *zuerst* Worte der Aufforderung zum Ehestande. — Doch ich vermag weder dieses noch auch das folgende Ihnen meine Zuhörer, anschauend und deutlich zu machen, bevor ich nicht genau untersucht und bestimmt habe, was der Ausdruk: *Er kann* — und *Sie will*, eigentlich andeutet, was überhaupt, und im allgemeinen betrachtet, *können* und *wollen* heisse! —

Können heißt nichts anders, als seine ganze Kraft fühlen, deutlich empfinden, daß man zu gewissen natürlichen Bezwekkungen, zu diesen und jenen Absichten nicht nur Anlage, sondern auch anhaltenden festen Sinn hat, daß man willkürlich und unwillkürlich, bei jeder sich ereignenden Aufforderung die zwekmäßigste Anwendung von seiner Fähigkeit und Fertigkeit machen kann, — mit einem Wort, daß man *männlich* zu handeln vermag. —

Denn

Denn können ist überhaupt nur ein besonderer Antheil des Mannes.

Wollen kann in einem doppelten Sinne betrachtet werden. Denn einmal bezeichnet es, wenn wir es nämlich von einem Manne behaupten, nur einen höhern Grad des Könnens, nur ein lebhafteres Gefühl seiner Kraft und seines männlichen Vermögens. Anderns heißt Wollen, wenn wir es von einer Person des andern Geschlechts sagen, und bei ihr voraussezzen, so viel als einwilligen, beistimmen, gleicher Meinung sein; es bezeichnet eine gewisse Offenheit — im Geständnisse, — eine gewisse innere Rührung und Aufforderung zur Nächstenliebe, — einen natürlichen Kizzel in den innersten Schlupfwinkeln — des Herzens, der alle Nervenwärzchen zur Beiwohnung — einer traulichen Unterhaltung mit seinem Geliebten aufbietet und antreibt; —

mit einem Wort: ein inniges herzliches Verlangen zur Aufnahme — eines geliebten Gegenstandes, zur Bereitwilligkeit der Seele, die Ergiessungen — seines zweiten Ichs mit feuriger Lebhaftigkeit und mit Nachdruk zu empfangen.

Nach dieser allgemeinen, und wie ich glaube, gründlichen Vorausbestimmung der Worte meines Textes, — wird mir nunmehr die besondere Anwendung desselben weit leichter, und dem würdigen Gegenstande weit gemässer sein.

Er kann, — Sie will — ist zuerst ein Wort der Aufforderung zum Ehestande. — Denn wer als Mann in einem gewissen — von der Natur selbst durch verschiedene insgeheim getrofne Veranstaltungen — bestimmten Lebensalter, — seine ganze Kraft fühlt, wer deutlich empfindet, daß er zu gewissen natürlichen Bezwekkungen, zu diesen und jenen erhabnen

nen Absichten nicht nur Anlage, sondern auch anhaltenden festen Sinn hat; wer an sich selbst wiederholentlich die Bemerkung gemacht, daß er willkürlich und unwillkürlich, bei einer äussern oder innern Aufforderung, durch den Anblik und Umgang mit einem schönen und holden Geschöpf des andern Geschlechts, eben so als wie durch den allgemeinen Wunsch, sie zu sehen, und sich mit ihr zu unterhalten, von seiner Fähigkeit und Fertigkeit sogleich zwekmäßigen Gebrauch und Anwendung zu machen, sich im Stande findet; — mit einem Wort, wer zu allen Zeiten jede sonstige angenehme Empfindung zu unterdrükken und jedes Leid zu verscheuchen, von sich weit zu entfernen, und männlich zu handeln vermag, o dieser wird auch sicher und gewiß seinem äussern Glükke sehr bald diejenige Richtung und Bestimmung zu geben wissen, welche die Erfüllung seines

 lezten

lezten Wunsches, als des Hauptzweks der Ehe erheischt, damit er ja recht bald die Holde, mit der er entweder schon sympathisirt, oder doch wenigstens zu sympathisieren wünscht, — ins Brautgemach führe. — Aufforderung genug zum Ehestande; doch alles Folgen des alleinigen Kraftgefühls, alles Würkungen der deutlichsten Empfindungen, daß er kann.

Wer unter den weiblichen Engelgeschöpfen in menschlicher Gestalt in gewissen Jahren, nachdem das Blut mit dem Monde — die allgemeine Herberge der Verliebten — in ein geheimes Verständniß getreten, — nachdem schon das Herz unter dem Busen immer mehr empor schlägt, und dieser schon mehr zwekmässig verwandt sein will — wer sich dann zur Einwilligung, zur Beistimmung, zur gleichen Meinung mit einem Manne nach seinem Sinne bereit fühlt, — wer alsdann eben so offen

im Selbstgeständnisse des innern Dranges, sei's nun durch Worte oder durch Augen- und Mienenspiel, oder auch nur durch einen oft vielsagenden Händedruk; — wer durch die nicht selten hervorstehende Noth des leidenden Nächsten gerührt, und zur Tröstung aufgefordert wird; wer die geheimsten, und noch von keinem Sterblichen angetasteten Holwege und Irrgänge — seines Herzens ungewöhnlich reizbar, und als ob durch einen Kizzel zur Gegenwirkung bestimmt fühlt, — wer alle seine Kräfte zur Beiwohnung einer schwärmerischen Unterhaltung mit seinem Herzensgeliebten aufgeboten und angetrieben findet: o diesem Geschöpf wird es auch sicher und gewiß nicht an Worten mangeln, Vater und Mutter, Freunde und Verwandte geschikt zu überreden, daß sie lieber zu sterben wünsche, als ihren Geliebten verlassen wolle. — Sie wird sicher auch ihren Zwek

erreichen, und bald, bald ihres Wunsches erhabenste Erfüllung sehen. — Aufforderung genug zum Ehestande — alles Folgen der alleinigen Empfänglichkeit, — alles Wirkungen der lebhaften innern Empfindung, daß sie will.

Er kann, — Sie will — sind aber nicht nur Worte der Aufforderung zum Ehestande, sondern auch zweitens Worte des Trostes und der Beruhigung im Ehestande selbst. — Wer einmal seine Kraft fühlt, sie zu gewissen natürlichen Bezwekkungen wiederholentlich und mit Vortheil zu verwenden, anhaltend, standhaft und fest in seinen Entschliessungen, allezeit fähig und fertig in seinen Unternehmungen, — und in jedem Betracht stets männlich zu handeln, sich bereit fühlt, kurz, nicht nur durch Gefühl und Empfindungen, sondern auch durch Thatsachen und Handlungen überzeugt wird, daß er

kann, —

kann, — wenn nämlich die deutlichen Empfindungen immer mehr und mehr sich erheben und zur höchsten Stufe ihrer Lebhaftigkeit hinansteigen, so daß die männliche Kraft oder das eigentliche Können auch in wirkliches Wollen zulezt übergeht; — dieser kann nicht minder seinen Tag stets fröhlich und freudig durchleben, als auch seinen Abend und Morgen ruhig und zum Trost seines zweiten Ichs mit Standhaftigkeit und männlicher Treue erwarten.

Welch ein weibliches Geschöpf schon mehr als einmal in den Armen ihres Auserwählten die paradiesische Frucht der Liebe gekostet, oft schon — und in ganz verschiednen — Lagen — des Lebens einwilligte, bestimmte und gleicher Meinung war, und offen demungeachtet immer — ihr Herz und ihren Mund, zum gleichstimmenden Geständnisse des Wollens

gerührt

gerührt, und aufgefordert zur wechselseitigen Liebe, — die geheimsten Falten ihrer Empfindungsorgane zum innigsten Körpersverein angetrieben und zur Aufnahme — der Eindrükke, der geistigsten Atomen eines Zweiten empfänglich fühlt; o diese wird ihre Geschäfte als Hausfrau den Tag hindurch stets mit Leichtigkeit und mit Vergnügen betreiben, und den Abend, wo sie inniger mit ihrem Geliebten vereinigt zu werden sich sicher schmeicheln darf — oft kaum erwarten können, so wie nicht minder, wenn sie dann auch durch den Gedanken, und durch die That des Wollens kaum beruhigt und getröstet werden, schon wieder auf den kommenden Morgen sich freuen wird, der, so bald *sie nur will*, ihr einen erneuerten Triumph *seines Könnens* und *ihres Wollens* hoffen läßt.

Er

Er kann, — Sie will — ist endlich drittens auch noch ein Wort der Lehre, der Warnung und des Unterrichts für diejenigen, welche davon Gebrauch machen wollen. — Wie darf es der wol wagen, je Ansprüche auf eine zwekmäßige und anständige Eheverbindung mit einer zweiten Hälfte zu machen, dem sowol natürliche Anlage und Fähigkeiten, als auch erprüfte Fertigkeiten denjenigen Dienst versagen, der zur Größe und Erhabenheit gewisser Empfindun en schlechterdings erfordert wird, dem Jugend oder Alter, zu wenig oder zu viel Erfahrung, sein Kraftgefühl, mit einem Wort, sein männliches Können ungemein einschränken. — Wie darf die, deren Organe der Sinnlichkeit noch unentwikkelt, und noch mehr als einen Sommer und Winter zur Ausbildung erfordern, — deren Blut nur immer noch in seinem Zirkel

bewegt,

bewegt, und keinen periodischen Ausweg zur Entfernung des Ueberflüssigen nothwendig fand, noch auch die, deren Busen schon verwelkt, und deren Falten und Runzeln schon auf der Stirne nicht minder ähnliche, auch in den entferntesten Gegenden fürchten lassen, je in der wahren Deutung des Worts, sich ihres Wollens rühmen. — Wie dürfen beide Ansprüche auf erhabene Gesinnungen und standhafte Erleichterungen des Herzens und Geistes machen. Ihr anscheinliches Wollen ist aber nur leidendes, kein eigentliches oder thätiges Wollen.

Möchte doch jeder junge Knabe und jedes junge Mädchen, jeder Hagestolze und jede alte Jungfer sich stets wol prüfen, — ehe er oder sie sich zu Vereinigungen entschliessen, die sie doch dem Naturgesez gemäß, nicht innig und zwekmässig zu treffen im Stande sind. Möchten sie doch

die

die so herrlichen Worte meines Textes: Er kann, — Sie will! — ja recht buchstäblich studieren, — und ganz besonders sich selbst, und was noch mehr als dieses ist, nicht andern zu sehr dadurch schmeicheln und sie betrügen. — Denn traurig, dreimal traurig tritt oft der Erfahrung gemäß, der Fall ein, daß selbst der beste Wille des Weibes, so wie des Mannes, dennoch das Können des leztern auf keine Weise verstattet.

Ich könnte hier schliessen, wenn ich mich nicht noch erst von einer Pflicht zu befreien hätte, welche die Feier dieses Tages von mir erheischt, und warum ich auch eigentlich hier aufgetreten bin. — Da aber das, was ich nunmehr noch von Menschen für Sie, glüklich Verlobte, und von Anwendung auf Ihren gegenwärtigen Zustand zu sagen habe, zugleich mit dem, was ich bisher sagte, in Verbin-

dung

dung stehen soll, — so sezt mich dieses wieder in neue Verlegenheit, — aus der mich dennoch Ihre mir schmeichelnde, und sich so oft schon geäusserte Großmuth und Standhaftigkeit, höchstehrwürdiger Herr Bräutigam, — und Ihr ganzes bezauberndes Aeussere, verbunden mit dem schalkhaften Lächeln, — während dem, daß ich hier zu Ihnen sprach, hochwolgeborne Jungfer Braut — sogleich wieder heraus reißt.

Ich wage es vielmehr — die Worte meines Textes aus prophetischem Geiste, — wovon Sie am Schlusse dieser Tagesfeier ganz zuversichtlich durch eigne Erfahrung überzeugt werden dürften — öffentlich vor dieser ganzen vornehmen Versammlung auch auf Sie, glüklich Verlobte, anzuwenden, und ohne Widerspruch auch von Ihnen zu behaupten: Er kann, — Sie will. —

Er

Er kann, — Sie will! — ist endlich auch mein Wunsch, nicht nur für die nächstfolgende feierliche Hochmitternachtsstunde, — sondern für alle noch folgende Ihres ganzen zukünftigen Lebens. — Möchten doch die nächstkommenden Jahre — und schon das erste, von Ihrem Eheverein an gerechnet, — einen öffentlichen Beweis und eine lebendige Erfüllung meines Wunsches geben. — Möchten doch unter abwechselndem Können und Wollen Ihre zukünftigen Tage und Ihr ganzes folgendes Leben stets froh und hoch entzükt, wie die zu erwartende Feiernacht, dahin fliessen. — Ich sagte wolbedächtig unter abwechselndem Können und Wollen; — denn wissen Sie, daß ein unaufhörliches und nie zu sättigendes Wollen, auch dem besten Können bald Grenzen sezt, daher auch in diesem Falle

Mässigkeit und Zwischenruhe nach der Arbeit, ein nothwendiges Erforderniß zu sein, — und selbst die Natur es als Pflicht von Ihnen zu erheischen scheint.

Ihnen, vornehme und hochzuverehrende Versammlung! statte ich noch meinen verbindlichsten Dank ab für die Aufmerksamkeit, die Sie mir schenkten, und verlasse nunmehr diesen so ehrenvollen Kreis, in welchem Sie mich mit einem so liebenswürdigen Paare zu schliessen die Güte hatten, das den Innhalt meines Textes noch heute durch die That beweisen wird, was ich freilich nur durch schwache Worte zu thun im Stande war.

Möchte doch Jeder unter uns Ehelosen, die wir hier versammlet sind, und von dem als Mann betrachtet, nach alle den im vorhergehenden mitgetheilten Bestimmungen ohne Schmeichelei gesagt werden darf: Er kann — auch von dem Gegen-

stande

stande seiner Wünsche eben so aufrichtig sagen hören: Sie will —

Möchte jedes gute Mädchen, deren innigster Wunsch, doch recht bald den Liebling ihres Herzens zu besizzen, — uns schon ihr schmachtender Blik zu erkennen giebt, — der getreuste Dollmetscher ihrer Gesinnungen, daß Sie will — sich doch auch am Ziele ihrer Erwartungen und Wünsche so ganz durch ihren Schuzengel überzeugt fühlen, daß Er kann: —

Er kann — Sie will! — sei künftighin der Segen,
Den man Verlobten mit ins Bette giebt,
Und wär's auch nur der guten Hoffnung wegen,
Weil man die Hoffnung doch so liebt. —

Er kann! — Dies flöße Trost und Frieden
Der Dulderin in ihre Seele ein,
Sie will! — dies stähle selbst den Müden,
Lehr standhaft ihn im Kampfe sein.

 Doch

Doch wenn durch öftere Geschäfte
Die Kraft des Könnens unterliegt,
Wenn alle Unterstüzzungskräfte
Selbst mit der Willenskraft versiegt;
Dann rufen jubeltönend noch
Er kann — Sie will — die Enkel
hoch!!!

XLII.

Gelegenheitsgedichte — werden so wie Gelegenheitsschriften, überhaupt nur meistens noch gar zu gleichgültig aufgenommen, — zu kleinerlich beurtheilt — und zu nachlässig verworfen. Ich will auch schon zugeben, daß einige derselben kein besseres Schiksal verdienen; nur gilt das doch schlechterdings nicht von allen. Man wird mir beistimmen müssen, daß in so mancher kleinen akademischen Gelegenheitsschrift oft mehr Weisheit verborgen liege, oft

oft mehr Reichthum der Ideen und Stof zum weitern Nachdenken in derselben enthalten sei, als in manchem sonst voluminösen Buche. — Ich bin vollkommen überzeugt, daß viele Gelegenheitsgedichte diesem und jenem Musenallmanach mehr Ehre und Zierde machen würden, als so manches höchst mittelmässige, größere und kleinere Gedicht, das der Herausgeber entweder aus Noth, oder nicht selten auch durch den alleinigen Namen des Verfassers verführt, in seine Sammlung aufnahm. — Doch es geht ja nicht selten auch größern Werken des Verstandes — selbst ganzen philosophischen Lehrgebäuden nicht besser — wie dürfen denn Kinder der bloß feurigen Einbildung, Früchte der allein glüklichen Erfindung, über Ungerechtigkeit und Starrsinn der Zeitgenossen klagen! —

Ich habe mir auf meinen Reisen auch verschiedene sehr artige Gelegenheitsgedichte

gesammelt, unter denen mir wenigstens einige theils ihrer Vergessenheit entrissen zu werden, theils einer öffentlichen und allgemeinern Bekanntwerdung nicht unwürdig schienen. Sollte dies auch gleich nicht von allen so buchstäblich behauptet werden können, so wird man mir es dennoch von den meisten auf keine Weise ableugnen dürfen. — Der hohe Schwung des Dichters, — die feurige Einbildungskraft, die sinnreichen Einfälle, der Wiz, die Laune desselben, der leichtfliessende Ausdruk — und manches andere individuelle Empfehlende ist wenigstens bei vielen Gedichten unverkennbar. — Wer freilich überhaupt nicht gern Gedichte liest, und wem besonders auch schon die Aufschrift: Gelegenheitsgedichte, — etwas sehr Gemeines zu versprechen scheint, und sie daher auch nicht einmal des Lesens werth achtet; — der mag mirs verzeihen, daß ich ihn

ihn in meiner Klassifikation der Menschenkaraktere, entweder zu den stumpfen und gefühllosen Geschöpfen, oder zu den Sonderlingen und Starrköpfen rechne.

Auf die Wiederkunft der Kaiserin in St. Petersburg; von Benedikt Friedrich von Daewel. — St. Petersburg 1787.

Vom Abschiedsschmerz in der Betäubung Tiefen
Gestürzt, lagst du, o Kaiserstadt,
Du fühltest nichts, und Lenz und Fluren riefen
Umsonst zur Freude Rosenpfad.

Die Newa wand umsonst um dein Gestade
Von Schilf und Blumen, einen Kranz;
Du hörtest nicht das Rauschen der Najade,
Und sahst nicht ihren Fluthentanz.

Der Mutter Aug', durch das, Du Tochter, fühltest,
Von Seinem Hinblik hoch beglükt,
Die milde Hand, an der Du schuldlos spieltest
Und zärtlich hiengst, war Dir entrükt;

Um wonnevoll die Schwestern zu erfreuen,
Die längstens sich nach Ihr gesehnt,
Um Tauria zur Tochter einzuweihen,
Die träumend kaum solch Glük gewähnt;

Und huldreich ihn, den Weisen zu erwekken, *)
Der, wenn ihn gleich Alcidens Hand
Entfesselte, Aeonenlanges Schrekken
Noch starr am Kaukasus empfand;

Betäubet lag, und kaum der Weisheit Funken,
Den er, dem Sonnenthrone nah,
Einst kühn entwandt, der ihm im Schmerz entsunken,
An seiner Seite lodern sah.

Hoch

*) Prometheus.

Hoch überm Haupt flammt nun die Fakkel
wieder,
Des Himmels Licht! — Die Wüste wird
Idalien, und Musen schweben nieder,
Wo keines Kriegers Pfeil mehr schwirrt.

Denn, ha! Bizanz sah näher die Egide
Und starrte, wie ein Fels, dahin,
Des Menschenmords, des Schlachtgetümmels
müde,
Grüßt es selbst seine Siegerin.

Auf, Kaiserstadt! auf, eile Ihr entgegen,
Sie kommt zurük, die Mutter, Sie!
Flieg an Ihr Herz mit lauten Herzensschlägen,
Im Strahlendiadem kommt Sie!!!

Schon fiel sein Glanz auf die bethränte
Leier,
Und Harmonieen wurden Ihr
Zum Hochgefühl, zu neuer Wonnefeier
Tönt sie, im Jubelliede, Dir.

Der Adler will, nach langen Sonnen-
pfaden,
In Deinem Schooße wieder ruhn,

Um noch einmal, nach sechs Olimpiaden
Den kühnsten Adlerflug zu thun.

Vom Zevs gestärkt, flog Er auf mächti-
gen Schwingen
Zu unbeflognen Höhen hin,
Dir neuen Glanz von Süden her zu bringen,
Dir, aller Städte Königin!

Ein Pharus einst wirst Du, im Flam-
menlichte,
Erhöht vor Deinen Schwestern stehn,
Und groß, nicht stolz, mit Hoheit im Gesichte,
Auf Rom, Corinth und Sparta sehn.

W** an seine ehemaligen Schüler in Giessen (Siehe die XXVI. Erzählung.)

Ihr, denen ehemals mein Mund den Weg zur
Wahrheit,
Zu mancher Wissenschaft mit Lächeln treulich
wies,

Ihr

Ihr kennet meinen Geist in seiner vollen Klarheit,
Wie oft — wie lang — wie stark umgab ihn Finsterniß?
Ein grausames Geschik verschloß ihn sanfter Freude,
Zu klagen ließ es ihn beredt, — beredt zur Wuth.
Mit Falschheit stritt ich zwar sehr lang, wie mit dem Neide;
Allein die Zeit bezwang den jungen Heldenmuth.
Ich wurde endlich matt und grimmig aufs Geschikke,
Das meiner Redlichkeit mit schnödem Undank lohnt,
Ich zog den müden Fuß vom rauhen Pfad zurükke,
Mein Herz ward Stein in mir und seiner Qual gewohnt:
Da kam die Furie, Alekto der Gelehrten,
Ihr kennt die Krankheit wol, die vom Studieren stammt,
Sie kam — und Trägheit mit, und Schwäche als Gefährten;
Sie fesselten den Geist, den Eifer sonst entflammt.

Nun folgten Fehler noch in ungezählter
Menge,
Die meiner Feinde List geschikt vergrößerte.
Vernunft bestrafte mich — die Welt war mir
zu enge,
Mein Herz schlug nichts als Angst, das Trost
vergessene,
Lang hielt mich Treue noch. Doch da die
Freunde wichen,
Entlief ich meiner Angst — nein! ich trug
sie mit mir.
Die Feinde, die dem Glük an falscher Boßheit
glichen,
Die trieben mich hinweg! — Jedoch, ich
schweige hier.
Furcht, Hoffnung, Gram und Zorn, Ver-
zweiflung, Liebe, Wüthen,
Zerrissen wechselsweis mein lebenssattes Herz.
Ich floh durch Länder hin, da Glük und See-
gen blühten,
Ihr Wohlstand, ihre Lust verstärkte meinen
Schmerz.
Mein Unsinn riß mich fort. Ich gieng unein-
geladen
Zu Martis Fahnen hin. Nun war das
Sprüchwort wahr:

Liebt

Liebt mich Minerva nicht, so mag Bellona
rathen.
Ich wünschte Blut und Krieg und tödtende
Gefahr.
Doch sehet, wie Apoll die Seinen unterstüzzet,
Durch seine Gunst war ich im Harnisch auch
geehrt;
Die Uebung zu dem Krieg, die Preussens
Staaten schüzzet,
Hat mich Geduld und List und Tapferkeit ge-
lehrt;
Die Furie entwich, die mein Gemüth gepeinigt,
Mein Geist erholte sich, mein Körper ward
gesund.
Nun, da mein Herz von Furcht und Traurig-
keit gepeinigt,
Nun that ich mein Geschik dem besten Bruder
kund.
Und er — er liebte mich, er wandte alle
Kräfte
Zu meiner Rettung an, und ich ward wieder
frei.
Doch dieses war nicht bloß sein eigenes Ge-
schäfte,
Mir standen gnädiglich fünf große Fürsten
bei.

Nach

Nach Jena floh ich nun, zum Sizze holder
Musen.
Denn ach! mir grauet noch vor dem sonst schö-
nen Mai.
Hier senkten ehemals in meinen jüngern Busen
Vernunft und Wissen sich durch große Lehrer
ein,
Und izt sind diese todt. Ich könnte fest im
Tritte,
Auf ihren Wegen gehn, es würde nicht ver-
wehrt.
Nur bloß die Armuth hält die allerersten
Schritte
Unüberwindlich auf. — — O ihr, die ich
gelehrt,
Erlaubet meinem Mund, euch freundschaftlich
zu bitten,
Erlaubt den Augen auch in Thränen freien
Lauf!
Hebt die Erinnerung von dem, was ich er-
litten,
Hebt meines Unglüks Rest durch eure Güte auf.
Macht mich, Geschäzteste! nochmals zu einem
Lehrer,
Ihr wißt, ich lehre gut. Mein Herz empö-
ret sich — —

Lebt

Lebt wohl, lebt ewig wohl, sonst mir so wer-
the Hörer!
Und denkt — ach — denkt wie sonst, freund-
schaftlich izt an mich! —

W**.

Ein sonderbarer Mann und Kirchenältester bei einer kleinen lutherischen Gemeinde in einer entfernten kaiserlichen Stadt, wollte durchaus eine Kirche von Stein erbaut wissen, da man bis dahin, so wie bis izt noch, nur in einem Betsale den Gottesdienst verwaltete. Allein, da sein guter Wille bloß Projekt war, das um so weniger ausführbar zu sein schien, da die Baumaterialien, so wie die Baumeister erst durch Kollekten und Beisteuren angekauft und bezahlt werden sollten; so fand er demungeachtet darin einiges Vergnügen, daß er in eigner Person — und zwar

am ersten Hundstage 1783 wenigstens den Grundstein zu einem nie aufzuführenden Gebäude legte. Einer seiner Freunde besang diese feierliche Handlung in nachstehendem Gedichte:

Tag, erster aller Hundetage,
Du bist für uns ein froher Tag,
Den ich zwar zu besingen wage,
Doch würdig gnug wol nie vermag.

Du, du gewährst uns seltne Freuden,
Das große Wunder anzusehn,
Nun können wir dem scheelen Neide,
Getrosten Muths entgegen gehn.

An deinem frohen Hundelichte,
Wird eine Stelle eingeengt,
Zu der manch lutherisch Gesichte,
Sich einst mit heissem Hunger drängt;

Wenn anders — wolle Gott verhüten —
Der Einfall nicht in Stekken kömmt,
Vergebens ihm die Wangen glühten,
Ihm, der den meisten Antheil nimmt.

Denn

Denn bloß durch sein ohnmächtig Werde
Wird unser Tempel nicht entstehn,
Und Ziegel, Stein und Kalk und Erde
Von selbst nicht leicht zusammen gehn.

Allein wer weiß, welch' Hundsgestirne
Doch seinen schalen Einfall krönt,
Und seine Grüzze im Gehirne
Mit andrer Christen Mark versöhnt —

Alsdann umwindet Hundeblüthe *)
Um seine Scheitel, Deutsche! dann
Rühmt seine schwache Herzensgüte,
Und hebt ihn himmelhoch hinan.

Dankbar blikt jeder nach der Mode,
Auf seinen Tempelbau herab,
Und jeder niest bei seinem Tode,
Und Hunde bellen auf sein Grab!

Der Tag unmittelbar nach dieser Feierlichkeit — also der zweite Hundstag — war um desto empfindlicher für den Rükken und

*) Buphthalmum.

und die Ohren dieses frommen Patrioten. Denn er empfieng — selbst ohnweit dem nur Tages zuvor gelegten Grundsteine zur neuen Kirche — von einem braven Deutschen — für einige Lästerreden — sehr wol verdiente Züchtigungen. Demungeachtet brachte er es, besonders durch seinen Einfluß, den er nach seinem Geschäfte auf verschiedene Personen des Stadtgerichts hatte, so weit, daß sein Gegner zur Bezahlung eines ansehnlichen Schmerzengeldes verurtheilt wurden. — Diese Geldsumme, — noch ehe er sie empfieng — so wie er sie denn auch nie empfangen hat — bestimmte er sogleich aus heiliger Einfallt — namentlich für diese und jene arme Deutsche, — die ihm zur Erkenntlichkeit — wohlwissend, daß sie auch nichts empfangen würden — nachstehende scherzhafte Dankaddresse pflichtschuldigst überreichten:

Herab von Deiner Mükkengröße,
Blik auf uns Dankerfüllte hier;
Ein neues Bild von Deiner Blösse,
Du hoch erleuchter Mann sind wir.

Die Liebe ist nicht zu ergründen,
Die Dein entflammtes Herz erfüllt,
Ist einer wol wie Du zu finden,
Der alles sein will und nichts gilt?

Dein Zungenübel zog Dir leider
Die längst verdienten Prügel zu,
Und ausser dem Gewölk der Schneider*)
Wie wenig Neider hattest Du?

Doch um Dein schwaches Denkregister
Um ein'ge Sprossen zu erhöhn,
Läufst Du, geschlagener Philister,
Das Recht um Beistand anzuflehn.

Erkaufst Dir viele falsche Zeugen,
Verwirfst den, der Dir mißlich schien,
Und schon'st sogar kein Rükkenbeugen
Gibst oft umsonst manch Schälchen hin.

*) Seine Lieblinge und Speichellekker.

Doch wenn durch manche krumme Wege
Man gleich das Schmerzengeld Dir gab,
Nimmt doch Soufflets und Stekkenschläge
Kein ädles Stadtgericht Dir ab.

Du wardst geschlagen — bleibst geschlagen,
Bist ewig ein geschlagner Mann! —
Noch wird die späte Nachwelt klagen,
Daß sie Dich nicht mehr stäupen kann.

O nimm von unserm warmen Herzen
Der kalten Dank mit Ehrfurcht hin,
Uns dauern freilich Deine Schmerzen,
Doch tröst't uns wieder der Gewinn.

O folge ferner Deinem Triebe,
Und sprich von jedem Menschen schlecht,
Nun, so bekömmst Du neue Hiebe,
Und wir das Schmerzengeld mit Recht!!!

Sendschreiben an den allverehrten Halbgott Aeskulap — Leibarzt der olympischen Bewohner — Schuzpatron der Aerzte, — Orakel der Quaksalber — Lehrer der Zauberkunde u. s. w. übersandt am Tage der Doktorpromotion des Freiherrn von B**, von seinen Freunden — Pleis = Athen am 2ten Brachmonat 1786.

Du des Leiermannes Sohn,
Den Koronis ihm geboren,
Aller Aerzte Schuzpatron,
Aeskulap, mein trauter Gönner!
Nimm mein Flehn geneigt zu Ohren,
Das ich durch den Götterrenner
Freund Merkur dir über Land
En carrière zugesandt.
Meinen sehr gerechten Willen,
Den Dir die Epistel sagt,
Wollst Du pünktlich mir erfüllen,
Und noch eh die Sonne tagt,
Alle meine Wünsche stillen.

Denn Du aller Welt Orakel,
In Olympens Tabernakel,
Wo das Schiksal nichts versagt,
Kannst sie sonder ein Mirakel
— Wenns Dir halber Gott behagt —
Mir gewähren diese Bitte.
Voll Vertraun auf Deine Güte,
Herzensguter Seelenmann!
Bringe demnach ich en suite
Mein Ersuchen schriftlich an. —
Nun zum Text. — Ein Herr Baron
Noch von altem Korn und Schrote,
— Wie Dir dies im bessern Ton
Sagen wird der Götterbote,
Von der Scheitel bis zur Sohlen
Bieder — wird Dir anempfohlen.
Um so mehr da er beflissen,
Deiner Kunde nachzuspähn,
Aus dem Grunde sie zu wissen,
Wie Galenus, war sein Flehn.
Diesen Endzwek zu vollenden,
Hat er manche halbe Nacht
Ganz verschanzt in dikken Bänden,
Wie ein Skaliger durchwacht.
Um dereinst als Arzt zu glänzen,
Sahe man ihn niemals schwänzen,

Ob es gleich zu dieser Frist
Unter uns, den Herrn Studenten,
Dann und wann gewöhnlich ist;
Denn bei schönen Frühlingstagen
Wollen uns die Beine nicht
In die Weisheitstempel tragen,
Und wenn gleich der Lehrer schricht
Troz dem alten Cicero
In dem Auditorio,
Wenn zumal wie aus der Traufe
Regen strömet um uns rum
Dann heißt es: der T— laufe
Heute ins Kollegium! —
Nicht für ungut! — Meiner losen
Muse wollest Du verzeihn,
Aeskulap! Denn Weiber kosen
Gerne in den Tag hinein —
Nun zurük zu meinem Helden,
Welchen ich nach Standsgebühr
Treulich Dir rekommandir;
Unbestochen kann ich melden,
Daß er, wie der Herr Verheyen,
Wie Tagliakott, sezirt,
Daß er ohne Furcht und Scheuen
Präparirt Kadavera,
Muskeln, Bein, et cetera,

Wie ein Kalkschmid absondirt.
Husch nahm er mit dreister Stirne,
Jedesmal bei ihrem Zopf
Die Gelegenheit, die Dirne,
Daß ihr drönete der Kopf.
Kranken Weibern beizuspringen,
Jungen Schönen beizustehn —
Dort Tinktur, hier Pflaster anzubringen,
Habe ich ihn oft gesehn.
So was war für seinen Schnabel
Recht ein delikater Brei;
Dadurch ward er nun kapabel
Hinzusteigen ohne Scheu
Ins Examen, wo Doktoren
Derb ihm auf den Zahn gefühlt,
Und die Herren Professoren
Ihm gar artig mitgespielt.
Nun ward er nach diesem Wesen
Bakkalaur der Medizin.
Pro licentia gelesen
Hat er neulich schön — und kühn
Stritt er heut, wie Doctor Luther,
Einstens gegen Doktor Eck.
Wie im Sonnenschein die Butter,
Floß es ihm vom Maule weg! —
Ritterlich hat er gerungen,

Seine

Seine Gegner lagen da,
Wie gelähmt an ihren Zungen,
Wie ich selbst mit Augen sah!
Hieraus, wie ich auf ein Haar,
Dirs erzählt, folgt offenbar:
Daß er würdig Deiner Gnade,
Werth, von Dir geschüzt zu sein.
Führe demnach straks ihn grade
Heut in Deinem Tempel ein.
Seine Scheitel wollst Du zieren
Götter Arzt! und sei ihm gut!
Gängle ihn auf seinen Wegen,
Durch das Hospital der Welt;
Träufle, wie ein Frühlingsregen
Auf die Flur, auf ihn den Seegen!
Von der Pleisse bis zum Belt,
Bis in die entfernten Zonen,
Wo die Kamschadalen wohnen,
Bis, wo dort mit langen Schwänzen
Die bekannten Bären stehn,
Bis, wo Argonauten glänzen,
Wollst Du seinen Ruhm erhöhn!!
Dies ist mein und seiner lieben
Freunde warmes Herzensflehn,
Die sich alle unterschrieben
Männiglich, wie hier zu stehn.

In der Hoffnung, dies Verlangen
Werde uns realisirt,
Bin von Achtung stets umfangen,
Die Dir, halber Gott! gebührt.
Ich, geneigter Aeskulap,
Ganz, Dein

Horeb bis ins Grab!

An Herrn Pastor S**, an seinem Vermählungstage mit Demoiselle E** — im Namen des jungen E** — von S**.

Oft hört ich meinen Vater sagen,
„Kind! aus dem Knaben wird ein Mann,
„Und dann nach vielen, vielen Tagen,
„Gehts hohe Greisenalter an.“

Also erst Kind, und darnach Knabe,
Dann Jüngling, Greis — nein, vorher Mann —
Gehts dann nach langer Ruh im Grabe,
Aufs Neu von Vorne wieder an? —

Du

Du lieber Mann mußts ja wol wissen,
Der du dort am Altare stehst,
Und vom Altar, umringt mit Grüssen,
Als Bräutigam zum Mahle gehst.

O wie ich mich darüber freue,
Daß meine liebe Tante heut
Des Mannes wird, der mit Gedräue,
Nie Gottes Stäte hat entweiht.

Antwort mir doch, möchts gern wissen —
Gehts dort von Vorne wieder an?
Werds wirklich gut zu brauchen wissen
Versteht sichs — wie ein Knabe kann.

Du schweigst? — Gut, mußt auch dann nicht lachen,
Wenn ich Dirs sag, so wie ich denk,
Und, statt viel Wünsche heut zu machen,
Nur einen Herzenswunsch Dir schenk:

Hör! Du warst auch Kind, darnach Knabe,
Dann Jüngling, und izt bist Du ein Mann,
Wirst endlich Greis, — ruhst einst im Grabe —
Nun — gehts dann vorne wieder an;

So werde Lehrer aller Engel,
Wie Du hier Menschenlehrer bist,
Und küß' die Tante dann als Engel,
So zärtlich wie Du heut sie küßt.

Sieh', das sind meine Wünsche alle,
Kurz sind sie zwar, — doch — reichen sie
Viel weiter, — als ihr lieben alle
Glaubt — denkt dabei: ein Kind sang sie!!!

Nach dem Russischen — aus einer Operette, der Theeschenker betittelt — von S. —

Ohne Glük in unsern Tagen
Gilt Verstand und Klugheit nicht,
Glük fährt stolz im goldnen Wagen,
Wenn Verstand zu Fuße kriecht.

Ja ich kenn dergleichen Herren,
Kenne sie mit Haut und Haar,
Doch sie nennen, macht nur Zähren
Und dem Rükken zahlt mans baar.

Man muß sich zufrieden geben,
Weil Erfahrung leider spricht:
Ohne Kopf — kann mancher leben,
Ohne Glük — lebt keiner nicht.

Dem Herrn Pfarrer M** und der Demoiselle A***, am Tage Ihrer Verbindung, gewidmet von J. H. Kl*. — K*** den 15 Dez. 1790.

Empfangt aus Eures Bruders Hand
Am Tage ohne's Gleichen;
Ihr Lieben! hier ein weisses Band,
Der reinen Unschuld Zeichen.

Ich sah, da ich es kaufte, nach;
Und es schien ohne Makel. —
Doch hielt ichs gegen's Licht — und — ach!
Das Band ward zum Orakel. —

Ganz kleine Flekchen sah ich dran
Nun hie und da und dorten. —
Ganz rein zu finden giengs nicht an; —
Sie war'n in allen Sorten. —

— So wird auch Euer Leben sein,
Ihr Neuverlobten Beide! —
Nicht ganz von kleinen Flekchen rein,
Nicht unvermischte Freude.

Sucht Ihr sie gleich, — Ihr findt sie nicht,
Gemischt ist jede Lage. —
Doch halt es nicht zu nah ans Licht,
So fühlt Ihr wen'ger Plage.

Hüpft über'n Schmerz mit leichtem Sinn
Hinweg, — so wird er minder.
Seht einst auf Eure Kinder hin,
Und werdet wie die Kinder.

Der Knochenmann, den Kinder scheun,
Der mach' Euch keine Sorgen.
Spät, sehr spät wiege er Euch ein, —
Und dann schlaft bis zum Morgen.

Elternseegen, — denen S** und F**schen und S** und D**schen Brautpaaren ertheilt — K** am 11ten Jun. 1790.

Keinem Tage klopfte der Eltern Herz
Stärker entgegen so leicht,
Als diesem, der vier Seelen vereint,
Deren Herzen gestimmt
Zu gleichen Gefühlen sind.

Euch! die Ihr der Würde „Väter zu sein"
Mit süsser Sehnsucht Euch naht,
Und, frommen Herzens, am Traualtar,
Der Ehe heiligen Bund
Beschworen feierlich habt.

Euch Theuresten! wurde von Jugend auf,
Von uns, durch Lehre und That,
Mit unermüdender Elterntreu,
Eingepflanzt jeder Keim,
Der tausendfältige Frucht

In weichen Seelen der Sterblichen trägt,
Die auf der Erdenwelt schon,
Mit der göttlichen Tugend vermählt,
Von ihr umarmt, und treu
Der Tochter des Himmels sind.

Entlassen der Zucht, begleit Euch das Wort,
Der Eltern Leztes, an Euch —
Theureste! Segen ruhet auf ihm,
Seelenruhe und Glük,
Freudigkeit, Zuspruch und Trost!

„Wenig bedürfen, und mässig zu sein
„Im Wünschen und im Genuß;
„Viel oder wenig, zufrieden stets
„Mit des Fleisses Erwerb,
„Dem kärglichsten selbst, zu sein!"

Selig der Mann, der, beglükt durch sich selbst,
Keiner Betäubung bedarf,
Die Ueberfluß, Verschwendung und Geiz
Bitter vergelten dem,
Der ihrer Trunkenheit fröhnt!

Selig,

Selig, wem vom Schiksal gewährt, wie
Euch,
Ein fromm und häusliches Weib
Zu des Lebens Begleiterin ward,
Deren Geist und Herz reich
An jeder Treflichkeit sind!

Wie der Lenz fließt ihm das Leben dahin!
Des Regens und Sonnenscheins
Steter Wechsel verbittert ihm nicht
Seines Erdenwandels
Weisen und frohen Genuß.

Jeder treu der Tugend und seiner Pflicht,
Ebnet sich jeder die Bahn
Durch die Wüste der Welt, und bestreut
Seinem Gatten und sich
Mit Frühlingsrosen den Weg. —

Wandelt Ihr so auf der Welt, Hand in
Hand;
So ist der Segen erfleht,
Der Elternsorgen reichlich vergilt,
Und Erdenseligkeit
Ueber Euch, Theuerste! strömt.

An Demoiselle N** zu Ihrem Geburts-
tage, von G**z. — E** d. 21sten
März 1791.

Es wurd' von einem biedern Manne
Ein Dichter einst befragt,
Was man wol dichten nennt? —
Der Dichter wuchs um eine Spanne,
Und war wie aufgejagt
In seinem Element;

Und sprach: Das Dichten heißt erfinden,
Was die Natur vermißt;
Ein Schwung der Phantasie,
Es sucht der Dichter zu ergründen,
Daß Falschheit, Wahrheit ist;
Und zeigt damit Genie!

Es strebt der Dichter, den zu loben,
Der nicht zu loben ist,
Und hebt ihn Himmel an;
Versteht auch gegen den zu toben,
Der sein Talent vergißt,
So lang er schimpfen kann.

Die

Die schlichte Wahrheit zu erzählen,
Ist seine Sache nicht;
Das ist zu klein für ihn.
Dem Trug den Schimmer abzustehlen,
Das gebe dem Gedicht
Den feinen Dichtersinn! —

Der biedre Mann war wie versteinert!
So? das nennt ihr: Gedicht? —
Heißt das Natur und Kunst verfeinert?
Ich, dichte nicht! —

Wenn ich mit meinen Freunden spreche
Red' ich nach meiner Pflicht,
Ich lob' und zeig auch seine Schwäche,
Und dichte nicht.

Ich halte mich an ächte Wahrheit,
Der nie der Stoff gebricht,
Und kenn' ich ihre ganze Klarheit,
So dicht ich nicht. — —

So, Freundin! ist auch meine Stimmung
Ich ehre Wahrheitslicht;
Verachte jede falsche Krümmung,
Und dichte nicht.

Der Thorheit und dem eitlen Wahne
Lach ich ins Angesicht;
Dem Stolzen weh ich keine Fahne,
Ihm dicht ich nicht.

Dem Freunde widm' ich meine Seele,
Der offen mit mir spricht;
Wenn ich sein Gutes ihm erzähle,
So dicht ich nicht.

Wenn heisser Wunsch zur heut'gen Feier
Aus meinem Herzen spricht,
So sag' ichs ohn' Apollens Leier,
Und dichte nicht.

Der Madame Mariane S**, bei der frohen Wiederfeier Ihres Geburtstages und Ihrer Eheverbindung mit Herrn C. C. S**, von **, K** den 24ten Mai 1791.

Ich hab' schon öfters nachgedacht,
Wozu die Weiber doch geschaffen —
Denn das ist noch nicht ausgemacht,
Um bei dem Manne nur zu schlafen.
Dies ist es wahrlich nicht allein,
Es muß noch etwas anders sein!

Daß ein lieb' Weibchen bei der Nacht,
Bisweilen auch dem besten Gatten,
Erschreklich viel zu schaffen macht; —
Das kann ein jeder leicht errathen.
Doch ist es dieses nicht allein,
Es muß noch etwas anders sein!

Sie sollte nach des Schöpfers Wille,
— Hierin stimmt auch die Bibel ein, —
Die Frau, in ihrer ganzen Fülle,
Des theuren Gatten Stüzze sein.
Sie sollte zu der Liebe Preis,
Ihm öfters troknen seinen Schweiß.

Sein zweites Ich, sein halbes Herz,
Sein Zeitvertreib auf allen Wegen,
Sein Balsam — bei der Liebe Schmerz,
Sein Morgen- und sein Abendsegen. —
Dies alles sollte engelrein,
Die gute Frau dem Manne sein. —

Auch sollt sie nach dem Ehstandsbrauch,
Nicht blos empfangen nur die Kinder;
Gebähren sollte sie sie auch,
Nach vierzig Wochen, — und nicht minder; —
Und gleich dem Manne sich bemühn,
Die Kinder helfen zu erziehn.

Kurz, mit dem Manne Hand in Hand,
Ein Herz mit ihm und eine Seele.
Durch Sympathie mit ihm verwandt,
Damit es nie an Eintracht fehle,
Soll sie, das Weibchen, — wunderschön!
Mit ihm durch dieses Leben gehn.

Du bist das alles, goldne Frau!
Wozu die Weiberchen geschaffen,
Hast seit der priesterlichen Trau,
Manch schöne Nacht beim Mann geschlafen. —
Davon kann Deiner Kinder Reihn
Fürwahr der beste Zeuge sein! —

Zwar

Zwar sind die lieben Kinderlein
Nicht eben seltne Gottesgaben;
Doch seltner sollen Eltern sein,
Die wohlerzogne Kinder haben,
Glaub's, Freundin! ohne Schmeichelein,
Auch dieses seltne Glük ist Dein.

O! was verspricht die Zukunft nicht
Dir noch für wonnevolle Stunden,
Wann Du für Deine Mutterpflicht,
Für alles, was Du schwer empfunden,
Wirst rufen hören Großmama,
Und Deinen Gatten Großpapa. —

Nichts wünsch ich mir im Leben mehr,
Als daß — vergib mir Gott die Sünde! —
Wenn ich noch je von ohngefähr,
Mich fleischlich durch die Eh' verbinde
Daß dann als Frau und Mutter sie,
Mein Weib Dir gleiche spät und früh! —

Empfindungen Marianens, bei der frohen Wiederfeier des Geburtstages Karls Ihres Einzigen. K** den 13ten Oktober 1791.

Selig! wer wie ich gefunden,
Den, den meine Seele liebt;
Der mir tausend Wonnestunden
Schuf, — und mich noch nie betrübt.

Selig! wer durch ihn geworden,
Das, was ich Ihm treulich bin.
Gab mir nicht die Weih im Orden,
Gattin — und auch Muttersinn? —

Selig! wer an Seiner Seite
Froh durch dieses Leben geht,
Und wo morgen so wie heute
Treue Liebe fest besteht! —

Glaubts, — die Honigwochen schwinden,
Schnell vorüber eilen sie;
Aber prüft, Ihr werdt es finden:
Treue Liebe schwindet nie!

Nichts geht über Ehefreuden,
Nichts, — nichts über Eheglük; —
Auch die allerbängsten Leiden
Scheucht der Liebe Macht zurük.

Welche Wonne, mein Getreuer!
Daß ich Dich hienieden fand,
Heut bei Deiner Wiegenfeier,
Segne ich noch dieses Band.

Deines Daseins Morgenstunde,
Schon Dein erster Augenblik,
War der Grund zu unserm Bunde, —
Anfang schon zu meinem Glük.

Froher, — daß ich Dich znm Manne,
Bin ich als die Königin!
Wo ist eine Marianne,
Ihrem Karl, was ich Dir bin? —

Aber wo ist auch ein Gatte,
Seiner Gattin, was Du mir? —
Sel'ge Freuden, die ich hatte,
Alles, alles dank ich Dir.

Komm' und wandre bis zum Ziele,
Treulich mit mir Hand in Hand;
Sanfter Einklang der Gefühle,
Knüpfe ewig unser Band.

Schwörs mein Karl! — ich will Dich lieben,
Will Dich lieben für und für;
Sieh, gedrukt und unterschrieben,
Hast Du's zum Beweise hier.

M. D. S. geb. E.

Der besten Mutter — an Ihrem vier und sechzigsten Geburtstage — gewidmet von Ihrem dankbaren Sohne J. H. Kl* — K* im Jul. 1792.

Die Kindesliebe lehrt mich singen,
Die Dankbarkeit erheischt mein Lied;
Ich will Dir heut ein Opfer bringen,
Was längst in meinem Herzen glüht.

O nimm dies frohe Angebinde,
Von mir aus treuer Kindespflicht,
Glaub Theure! — was ich heut empfinde,
Empfand ich noch im Leben nicht.

Durch Dich und durch des Würd'gen Güte
Deß' Asche schon im Frieden ruht,
Empfand ich schon als junge Blüthe,
Das Gute, was Erziehung thut.

Das große Glük, mich selbst zu fühlen,
Als Mensch mit Menschen umzugehn,
Das Glük, das viele nicht erzielen,
Die mitten unter Menschen stehn;

Das Glük, der Schäzzung und der Liebe
So vieler Edlen werth zu sein,
Die Stimmung meiner Herzenstriebe,
Dies Werk — o Mutter! — Das ist Dein! —

Du standst nicht nur bei Lebensfreuden
Stets treulich mir als Mutter bei,
Warst auch bei meinen jüngsten Leiden,
Mir mehr als Arzt und Arzenei.

Dein

Dein Leben, so wie jede Lehre,
War Fingerzeig und Muster mir,
Sprich! — troknete ich manche Zähre
Nicht schon bei meinem Hiersein Dir?

Fühl heut mit dankerfülltem Herzen,
Das Gute, was Dir Gott geschenkt,
Vergiß darüber alle Schmerzen,
Und alles, was Dich oft gekränkt.

Ein sorgenloses Alter lohne,
Für alle Lebensmühe Dich,
Den Dienern Aeskulaps zum Hohne;
Entferne jede Krankheit sich.

Bald will es der Bestimmung Wille,
Daß ich aus Deinen Armen geh,
Und wer entdekt der Zukunft Hülle,
Sagt mir's, ob ich Dich wiederseh?

Und würdest Du mir auch entrissen,
Säh' ich Dich hier nie wieder schon,
So wirst Du's dort noch ahnden müssen,
Daß ich bin Dein dankbarster Sohn.

Die Lieben, die vorangegangen,
Die Schwestern, die ich noch bewein',
Die werden dort Dich froh empfangen,
Und doppelt selig durch Dich sein.

Bestimmt auch endlich Deinem Sohne
Gott durch den Tod ein beßres Land! —
So küß ich dann vor seinem Throne,
Noch — Mutter! — dankbar Dir die Hand!

Empfindung bei der frohen Wiederfeier der Geburtstages Charlottens — meiner Einzigen, von J. H. K. — M** den 25ten November 1791.

Ich liebe Dich — im Himmel und auf Erden
Ist ausser Dir kein Element für mich; —
Bedarf ich mehr, um glüklicher zu werden? —
Ich bin es ganz durch Dich!

Du liebest mich — Du bist für mich geboren,
Und hast vor Menschen einstens und vor Gott,
Mir Zärtlichkeit und Liebe zugeschworen,
Und Treu — bis in den Tod. —

Wir

Wir lieben uns — und sind verbunden beide
Einander mehr als gnug, ich Dir, Du mir. —
Wie oft schon theilten wir nicht Leid und Freude,
Seit unserm Bunde hier!

Du liebest mich! — O unaussprechlich theuer
Ist der Gedanke Deiner Liebe mir!
Ich liebe Dich, bei Deiner Wiegenfeier,
Schwör ichs von Neuem Dir —

Ich liebe Dich — bis zu der lezten Stunde,
Du liebest mich — bis einst der Tod uns scheid't,
Wir lieben uns — so hallt's aus einem Munde
Durch alle Ewigkeit!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nudow, Heinrich,

Anthropologische Reisen

[Riga] 1793

Anthr. 258 p
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255767-3
VD18 15291405